

Urbane Gemeinschaftsgärten als Keimzellen sozialer Netzwerke

Studie zu Sozialkapital und sozialen Netzwerken am Beispiel von
ausgewählten Berliner Gemeinschaftsgärten

Urban Community Gardens as a Hotbed of Social Networks

Study of social capital and social networks in selected community gardens in Berlin

Masterarbeit im Studiengang

Geographie der Großstadt – Humangeographie

am Geographischen Institut der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät II
der Humboldt-Universität zu Berlin

Eingereicht von: Barbara Bütikofer, BA Geographie
Beermannstrasse 4 | 12435 Berlin
barbarabuetikofer@gmx.ch

Gutachter/in: Prof. Dr. Henning Nuissl
PD. Dr. Elisabeth Meyer-Renschhausen

Berlin, den 14. März 2012

Vorwort

Der Arbeit liegt mein persönliches Interesse an der urbanen Gartenbewegung zugrunde. Als ausgebildete Floristin, aufgewachsen im ländlichen Raum, fehlte mir in der Großstadt relativ schnell der praktische Zugang zur Natur. Umso begeisterter war ich, als ich durch die Recherche für eine Hausarbeit zuerst auf die Bewegung der Guerilla Gärtner und anschließend der urbanen Gemeinschaftsgärten stieß. Mein Interesse für diese Form des urbanen Gärtnerns stieg durch den Besuch einiger solcher Projekte in Berlin noch an. Im Gegensatz zu Kleingärten bspw. wollen die meisten der Gemeinschaftsgärten nicht als Kontrast zu der sie umgebenden Stadt verstanden werden. Vielmehr stellen sie in ihrem Selbstverständnis einen integralen Bestandteil der Stadt dar. Mit ihrer bunten Vielfalt stellen die Gärten schon optisch eine Aufwertung dar. Nebst ihrer Attraktivität scheinen diese Gärten, in denen praktisch jeder willkommen ist, noch sehr viele andere Potenziale, v.a. auch im sozialen Bereich zu bergen. So scheinen bspw. durch ihre gemeinschaftsbildende Arbeit vielfältige neue Beziehungen und Kontakte geknüpft zu werden, die sich im Alltag möglicherweise nicht ergeben würden. Dieser Aspekt schien mir besonders interessant für eine Forschungsarbeit: Die Frage nach den Beziehungen und sozialen Netzwerken, die in solchen Gärten aufgebaut werden können. Wie werden sie gebildet, welche Wirkungen haben sie und wie können die Gemeinschaftsgärten als Orte der Bildung von Gemeinsinn von außen gefördert und unterstützt werden? Diese Fragen sollen im Folgenden im Rahmen der vorliegenden Masterarbeit beantwortet werden.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Inhaltsverzeichnis	3
TEIL I - KONTEXT	7
1. Gärten in der Stadt	8
1.1 Urbane Gärten im Wandel der Jahrhunderte	8
1.2 Die Stadtgärten des 21. Jahrhunderts.....	11
1.3 Urbane Gemeinschaftsgärten als Keimzellen sozialer Netzwerke.....	13
1.4 Zielformulierung, Fragestellungen und Vorgehensweise	16
2. Sozialkapital, soziale Netzwerke und bürgerschaftliches Engagement	20
2.1 Sozialkapital und soziale Netzwerke – Begriffsklärung und Definition	20
2.1.1 Spezifizierung der Begriffe	26
2.1.2 Definition von Sozialkapital und sozialen Netzwerken	33
2.2 Bürgerschaftliches Engagement – Begriffsklärung und Definition	34
2.2.1 Begriffsklärung.....	35
2.2.2 Definition.....	37
3. Operationalisierung der theoretischen Grundlagen	39
3.1 Präzisierung der Forschungsfrage	39
3.2 Operationalisierung von Sozialkapital	41
4. Vorgehen und verwendete Methoden	52
4.1 Der qualitative Forschungsprozess.....	52
4.1.1 Zentrale Charakteristika qualitativer Forschung	52
4.1.2 Der zirkuläre Forschungsprozess.....	53
4.1.3 Der Zugang zum Feld	55
4.2 Verwendete Methoden.....	56
4.2.1 Nicht-teilnehmende, verdeckte Beobachtung	56
4.2.2 Leitfaden-Interviews.....	59
4.2.3 Visuelle Daten – Die Fotodokumentation	63

TEIL II - ERGEBNISSE	65
5. Sozialkapital und soziale Netzwerke in Berliner Gemeinschaftsgärten	66
5.1 Auswahl der Fallbeispiele.....	66
5.2 Ton, Steine, Gärten – Nachbarschaftsgarten am Mariannenplatz.....	69
5.2.1 Beitrag zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken	71
5.2.2 Art und Wirkung des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke	74
5.2.3 Probleme und Unterstützungsmöglichkeiten.....	78
5.3 Prinzessinnengarten – Mobile urbane Landwirtschaft am Moritzplatz.....	80
5.3.1 Beitrag zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken	83
5.3.2 Art und Wirkung des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke	87
5.3.3 Probleme und Unterstützungsmöglichkeiten.....	90
5.4 Allmende-Kontor – urbaner Gemeinschaftsgarten auf dem Tempelhofer Feld.....	93
5.4.1 Beitrag zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken	97
5.4.2 Art und Wirkung des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke	101
5.4.3 Probleme und Unterstützungsmöglichkeiten.....	104
5.5 Ergänzende Informationen aus weiteren Berliner Gemeinschaftsgärten.....	106
5.5.1 Beitrag zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken	107
5.5.2 Art und Wirkung des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke	111
5.5.3 Probleme und Unterstützungsmöglichkeiten.....	113
TEIL III - SCHLUSSFOLGERUNGEN	117
6. Urbane Gemeinschaftsgärten als Keimzellen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken?	118
6.1 Wie können urbane Gemeinschaftsgärten zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und somit zur Bildung von sozialen Netzwerken beitragen?	118
6.2 Welche Wirkungen haben das in den Gemeinschaftsgärten gebildete Sozialkapital und die sozialen Netzwerke?.....	125
6.3 Wie können urbane Gemeinschaftsgartenprojekte sinnvoll unterstützt, gestärkt und gefördert werden?	131

6.4	Fazit.....	134
7.	Kritische Würdigung und Ausblick.....	136
ANHANG		139
Glossar		140
Übersicht über den Datenfundus		150
VERZEICHNISSE		151
Literatur- und Internetquellen		152
Abbildungsverzeichnis		160
Eidesstattliche Erklärung		161

TEIL I - KONTEXT

1. Gärten in der Stadt

*Willst du für einen Tag glücklich sein, betrink dich.
Willst du für drei Tage glücklich sein, heirate.
Willst du aber für den Rest deines Lebens glücklich sein,
werde Gärtner.
Aus China*

Urbane Gartenprojekte erlangen momentan eine zunehmende Bedeutung in Europa. Alleine dem deutschen Netzwerk *Interkulturelle Gärten* gehörten im Januar 2012 122 Gärten in 16 Bundesländern an, 68 Projekte befanden sich in Planung (STIFTUNG INTERKULTUR 2011a)¹. Überall entstehen neue Gemeinschaftsgärten, Interkulturelle Gärten, Nachbarschaftsgärten, Kinderbauernhöfe oder Guerilla Gardening-Aktionen. Auch die Wissenschaft interessiert sich zunehmend für dieses Phänomen, ein Umstand der sich in unterschiedlichen Publikationen und Veröffentlichungen zum Thema manifestiert.²

Mit der vorliegenden Masterarbeit „Urbane Gemeinschaftsgärten als Keimzellen Sozialer Netzwerke“ soll ein Beitrag zur Diskussion dieses Phänomens geleistet werden. Im Gegensatz zu den bereits vorliegenden Publikationen zum Thema, die sich oft sehr allgemein mit den Gemeinschaftsgärten befassen, widmet sich diese Arbeit gezielt den sozialen Potenzialen urbaner Gemeinschaftsgärten.

1.1 Urbane Gärten im Wandel der Jahrhunderte

Wirft man in der Geschichte einen Blick zurück so wird klar, dass urbanes Gärtnern keineswegs ein neues Phänomen ist. Die Städter waren die längste Zeit der Geschichte auch Gärtner (MEYER-RENSCHHAUSEN 2000: 21). Es gibt weit zurück reichende Überlieferungen; die frühesten handeln meistens von Vorstellungen über das Paradies. Auch heute noch bezeichnet manch ein Gärtner seinen Garten als Paradies auf Erden. Bei der Betrachtung der Wortherkunft wird

¹ <http://www.stiftung-interkultur.de/gaerten-im-ueberblick>, 18.01.2012.

² Zuletzt bspw. in dem von Christa MÜLLER (2011a) herausgegebenen Sammelband „Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt“.

deutlich, was für diese Paradiesgärten charakteristisch ist: Der Begriff *Paradies* oder *Paradiesgarten* stammt vom altpersischen "pairi-dae'-za", was Umzäunung, Umwallung bedeutet. Das gleiche gilt für den Begriff des Gartens. Er leitet sich aus dem indo-europäischen Wortstamm „ghordo-s“ ab, der Flechtwerk, Zaun oder Hürde bedeutet. Das Paradies bzw. der Garten ist also nicht ohne seine Außenwelt zu denken (MAYER-TASCH 1998: 11f.) und ist immer ein vom Menschen künstlich angelegtes Stück Land, das Pflege braucht und durch seine Gestaltung wie auch eine Einfassung von der umgebenden Landschaft abgegrenzt wird (UERSCHELN und KALUSOK 2009: 128f.).

Im weiteren Verlauf der Geschichte gibt es Belege dafür, dass bereits die Ägypter (vgl. DZIONARA 1998), Chinesen (vgl. BEUCHERT 1998), Japaner (vgl. WUTHENOW 1998), Griechen (vgl. CARROLL-SPILLECKE 1998) und Römer (vgl. MEIER 1998) eine ausgeprägte Gartenbaukultur entwickelt hatten. Nach dem Zerfall des Römischen Reiches wurde dieses antike Erbe vor allem von den Klöstern gepflegt (HAUSER und HEYER 2010; vgl. HECKMANN 1998)³. Diese klösterliche Gartenkultur wurde ab dem Hochmittelalter zunehmend von der höfischen, dem Vergnügen gewidmeten Gartenkultur verdrängt (MAYER-TASCH 1998: 18f.). Ab dem Spätmittelalter begannen dann die Stadtbewohner die mittlerweile nicht mehr benötigten Festungsgräben zu parzellieren, um dort Gemüse für den Eigenbedarf anzubauen (BUCK 2000: 162).

Im 18. Jahrhundert begannen die ersten aufgeklärten Herrscher ihre Parks für „Jedermann“ zu öffnen (FRANK 2011: 125). Doch diese sogenannten städtischen Volksparks dienten vor allem dem Flanieren und der Repräsentation des Bürgertums, denn es gab klare Zutrittsbeschränkungen für die armen Familien (ebd. 123ff., 128f.; ROSOL 2006: 83).

Um der immer lauter werdenden Forderung der Arbeiter nach Grün entgegen zu kommen, wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts erste sogenannte Volks- bzw. Stadtparks angelegt, die nun für alle zugänglich waren (UERSCHELN und KALUSOK 2009: 275f.). Für die Entscheidungsträger ging es dabei jedoch um weit mehr als nur die Bereitstellung von öffentlichem Grün: Die Parks wurden als

³ <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7953.php>, 30.06.2011.

Heilmittel gegen die negativen Nebeneffekte, welche die Industrialisierung auf das städtische Leben hatte, gesehen. So erhoffte man sich bspw. eine Eindämmung des Alkoholismus (REYNOLDS 2009: 31) oder ganz allgemein des sittlichen Zerfalls und damit die Aufrechterhaltung der Arbeitskraft (BOCHNIG und SELLE 1992: 41).

Der Beginn des 20. Jahrhunderts markierte schlussendlich den Wendepunkt in der Auffassung von Funktion und Stil des Parks in Europa (WIGGERSHAUS 1998: 291). In der traditionellen Konzeption ging es neben der Bewegung, der Erholung, der geselligen Unterhaltung und des Genusses der frischen Luft auch um die Bildung und Belehrung der Massen durch den Kontakt mit der Natur sowie Denkmälern und Statuen. Ausnahmen von diesem pädagogisch-sittlichen Aspekt bildeten die sogenannten Vergnügungsparks wie der Wiener Prater oder der Berliner Tiergarten. Die Reformbewegung, die sich nach der Jahrhundertwende formierte, forderte eine größere Nutzbarmachung der Anlagen für die Bevölkerung. Insbesondere wurde auch die Freigabe der Rasenflächen gefordert (ebd. 292). In derselben Zeit entwickelte sich auch der Städtebau zu einer eigenständigen Planungsdisziplin, in welcher in der Folge das Stadtgrün eine bedeutende Stellung einnahm (ebd. 295f.).

Im 19. Jahrhundert entstanden ferner die sogenannten Armengärten, die Vorläufer der Kleingärten⁴. Die Kultivierung von Land brachte einerseits Hilfe zur Selbsthilfe und sollte andererseits die Familienväter von übermäßigem Branntweinkonsum abhalten (FRANK 2011: 163). Später bildete sich in Berlin die Bewegung der Laubenkolonisten⁵ (ebd. 167), die Bauerwartungsland pachteten und sich dort ihre privaten Gartenparadiese mit einfachen Häusern einrichteten (ebd. 168). Diese Subsistenzgärten⁶ verbesserten die Lebensverhältnisse des Einzelnen in der ansonsten vom verlorenen Krieg geschwächten Weimarer Republik erheblich und bewahrten viele vor der Obdachlosigkeit (GLASER 1998: 278f.). Sowohl während

⁴ Vgl. hierzu auch (STEIN 2000).

⁵ Der Begriff *Laubenkolonisten* leitet sich aus dem Wort Laube ab, welches ein kleines, hölzernes, für Klein- bzw. Schrebergärten charakteristisches Gartenhaus bezeichnet. Die Laubenkolonisten bildeten die Berliner Ausprägung der vom Leipziger Arzt Daniel Gottlieb Moritz Schreber Mitte des 19. Jahrhunderts konzipierten Schrebergärten (UERSCHELN und KALUSOK 2009: 188). Vgl. hierzu auch den Eintrag im Glossar zu Kleingärten.

⁶ Vgl. den Eintrag zur Subsistenzwirtschaft im Glossar.

der beiden Weltkriege als auch in Zeiten der Weltwirtschaftskrise und Inflation sicherten die Gärten ganzen Familien das Überleben (FRANK 2011: 168).

Im weiteren Verlauf der Geschichte wurde in Deutschland insbesondere während des Ersten Weltkrieges und auch nach dem Zweiten Weltkrieg wieder vermehrt auf Selbstversorgung in der Stadt gesetzt; alles irgendwie verfügbare Land wurde mit Kartoffeln und Bohnen bepflanzt (HOLL und MEYER-RENSCHHAUSEN 2000: 11f.; GLASER 1998: 280). Mit steigendem Wohlstand nach der überwundenen Kriegskrise verlor die Subsistenzlandwirtschaft in den Städten jedoch schnell wieder an Bedeutung und wurde zunehmend als bieder abgetan (MEYER-RENSCHHAUSEN 2000: 21).

1.2 Die Stadtgärten des 21. Jahrhunderts

Aktuell lässt sich eine Umkehrung dieses oben genannten Trends und ein steigendes Interesse vieler europäischer Städter am Thema Garten feststellen. Die Landwirtschaft kehrt – ausgehend von New York City, wo 1973 der erste Community Garden⁷ gegründet wurde – mit Nachbarschaftsgärten, Interkulturellen Gärten⁸, Kinderbauernhöfen, Gemeinschafts-, Schul-, Selbsternte- und sogar mobilen Gärten oder in Form von Community Supported Agriculture (CSA)-Projekten in die Städte zurück (MEYER-RENSCHHAUSEN 2010; MEYER-RENSCHHAUSEN 2004: 18).⁹

Es scheint, als würden die Menschen auch in Europa wieder vermehrt auf ihre Selbstversorgung mithilfe urbaner Gärten zurückgreifen. Dies lässt sich u.a. auch an den steigenden Umsatzzahlen von Firmen, die Einmachgläser verkaufen oder an der gesteigerten Nachfrage nach Gemüsesetzlingen, Beerensträuchern und Obstbäumen in städtischen Gärtnereien ablesen (HEISTINGER 2011: 306). Diesen erneuten Boom urbanen Gärtnerns nur als wichtige Strategie gegen Armut

⁷ <http://www.lizchristygarden.org/>, 29.09.2011.

⁸ Einige Beispiele für Interkulturelle Gärten in Deutschland und Berlin finden sich bspw. bei der Stiftung Interkultur (STIFTUNG INTERKULTUR 2011a), für die Schweiz sind einige Beispiele auf der Webseite der Interkulturellen Gärten Schweiz (NOSETTI 2011) aufgeführt, <http://www.interkulturelle-gaerten.ch/>, 28.09.2011.

⁹ Im Glossar werden die verschiedenen urbanen Gartenformen kurz vorgestellt.

– wie sie aus den Metropolen des globalen Südens bekannt ist¹⁰ – zu bezeichnen wäre allerdings zu kurz gegriffen. Gerade der jungen urbanen Gärtnergeneration geht es zu einem guten Teil auch um eine nachhaltige, ökologische Produktion¹¹ von regionalen Obst und Gemüsesorten, der Förderung des gesellschaftlichen Zusammenhaltes in der Nachbarschaft¹² und nicht zuletzt um das Anstoßen von Lernprozessen¹³. Wie HOLL und MEYER-RENSCHHAUSEN (2000: 13) bemerken, kann die Selbstversorgung auch Quelle von Stolz und Zufriedenheit sein. Ein Garten und seine Kultivierung können also nicht nur rein materielle sondern auch seelische Bedürfnisse erfüllen.

Eine Ausprägung dieser neuen urbanen Gartenbewegung manifestiert sich in den durch freiwilliges Engagement geschaffenen Gemeinschaftsgärten¹⁴. Vielen der urbanen Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtnern scheint es in erster Linie um die Befriedigung dieser nicht-materiellen, seelischen Bedürfnisse zu gehen. Die sozialen und politischen Aspekte dieser neuen Form des Gärtnerns stehen für sie im Vordergrund, zumal bspw. Subsistenz durch die meist kleinen Gartenflächen in den hochverdichteten Stadtvierteln kaum erreicht werden kann. Im Gegensatz zu den meist weniger gemeinschaftlich organisierten Kleingärten kultiviert man bewusst in Gruppen zusammen ein Stück Land.

„Urbanes Gärtnern ist in aller Regel soziales Gärtnern, es ist partizipativ und gemeinschaftsorientiert; der Garten wird als Lern- und Begegnungsort inszeniert und die Nachbarschaft in die Gestaltung des Outdoor-Sozialraums einbezogen. Häufig werden so aus vernachlässigten „Nicht-Orten“ wieder Gegenden, in denen die Menschen sich begegnen und von der gemeinsam bewirtschafteten Plattform des Gartens aus weitere Berührungspunkte entdecken“ (MÜLLER 2011b: 23).

¹⁰ Kuba gilt als Vorreiter der urbanen Landwirtschaft (MÜLLER 2011: 68; vgl. HOLL 2000). Friedhelm STREIFFELER (2000) berichtet in seinem Aufsatz „Landwirtschaft in der Stadt. Das Beispiel Afrika“ von urbaner Landwirtschaft in Afrika.

¹¹ Vgl. den Eintrag zum ökologischen Landbau im Glossar.

¹² Vgl. den Eintrag zu Nachbarschaft im Glossar.

¹³ Nadja MADLENER (2008) hat sich in ihrer Dissertation „Grüne Lernorte – Gemeinschaftsgärten in Berlin“ mit dem Aspekt des Lernens in den Gemeinschaftsgärten auseinandergesetzt und kommt zu dem Schluss: „Der Garten in Form eines Schulgartens oder Gemeinschaftsgartens kann somit als außerschulischer Lernort betrachtet werden, da er einen Lehr-, Lern-, Lebens- und Erfahrungsraum für seine darin agierenden Gärtner/innen darstellt“ (ebd. 16f.).

¹⁴ Vgl. die Einträge zu den Begriffen *Gemeinschaft* und *Gemeinschaftsgarten* im Glossar.

Ein wichtiger Punkt ist demnach auch der Einbezug der Nachbarschaft. Viele der urbanen Gemeinschaftsgärten haben das Ziel, der Nachbarschaft mit einem Garten für alle etwas Gutes zu tun. Sei es durch aktives Mitgärtnern oder einfach nur durch die Tatsache, dass eine vernachlässigte Brache erblüht und das Stadtviertel optisch aufwertet. Durch ihre Offenheit für alle Bevölkerungsteile können sie zudem integrativ wirken und der Isolation des Einzelnen entgegen treten.¹⁵

1.3 Urbane Gemeinschaftsgärten als Keimzellen sozialer Netzwerke

Eine Begründung für die aktuelle Entwicklung der Gärten in der Stadt liefert die Trendforscherin Silke BORGSTEDT (2011: 118f.). Um die Entstehung von Trends nachvollziehen zu können, werden in der empirischen Trendforschung soziokulturelle Basisströmungen beschrieben, welche erheblichen Einfluss auf die Entscheidungsfindung der Menschen, ihrer Sicht auf Dinge und den Einsatz ihrer materiellen und mentalen Ressourcen haben. Die zunehmende Bedeutung urbaner Gärten in den letzten Jahren erklärt Borgstedt anhand von drei solchen soziokulturellen Strömungen: Re-Grounding, Autonomie und Sinnlichkeit.

Re-Grounding, der Wunsch nach neuer Erdung und Wiederverwurzelung im sozialen Umfeld, thematisiert die Annahme, dass sich viele Menschen in Deutschland mehr Stabilität und Planbarkeit in einem zunehmend komplexen Alltag wünschen. Verstärkt wird dieses Gefühl durch die Entstandardisierung von Lebensläufen – die Familienplanung bspw. wird an der Karriere ausgerichtet – die Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen und die damit einhergehende geringe Halbwertszeit von Wissen. Hinzu kommen die reale und gefühlte Wohlstandspolarisierung und ein Gefühl von geringer sozialer Durchlässigkeit. Diesem Gefühl entspricht auch die Wahrnehmung, dass jeder für sein Wohlergehen zunehmend selbst verantwortlich ist. Das Vertrauen in die Entscheidungsträger, die anstehenden Probleme und Herausforderungen lösen zu können, scheint zunehmend zu schwinden. In der Konsequenz konzentrieren sich

¹⁵ Zur Abgrenzung der Gemeinschaftsgärten gegenüber Interkulturellen Gärten, Nachbarschaftsgärten oder Kleingärten vgl. die entsprechenden Einträge im Glossar.

die Menschen vermehrt auf diejenigen Lebensbereiche, die sie persönlich beeinflussen und gestalten können. Urbane Gemeinschaftsgärten sind solche Räume ohne Zugriff von außen. Dieser Rückzug in das Nahumfeld ist eine selbstbestimmte, konsequente Reduktion der alltäglichen Komplexität (BORGSTEDT 2011: 119f.).

Gemäß der Autorin folgt aus dieser beschriebenen Differenz zwischen Fremd- und Selbstbestimmung eine Suche nach mehr und größeren Freiräumen, nach mehr Autonomie. Die Menschen suchen Nähe und Zugehörigkeit vermehrt in ihrem persönlichen Umfeld. Gleichzeitig versuchen sie sich den institutionellen Sphären zu entziehen. In diesem Kontext können urbane Gemeinschaftsgärten als Unabhängigkeitsbewegung im kleinen Maßstab betrachtet werden. Hier folgt man nicht den Anforderungen und Bedingungen von außen, sondern gestaltet und definiert selbst. Man konzentriert sich auf das Mögliche im nahen Umfeld, ohne die ganze Welt durchschauen zu wollen. Hier werden die eigenen Kompetenzen, Qualifikationen, Erfahrungen und das Wissen als Ressourcen genutzt sowie ein hohes Maß an Selbstmanagement mobilisiert (BORGSTEDT 2011: 121ff.).

Der Wunsch nach mehr Sinnlichkeit und Vielfalt im Alltag steht als Gegenpol zu einer erlebten Rationalisierung und Entfremdung. Alltägliche Routinen sollen wieder zu genussvollen und sinnlichen Erfahrungen gemacht werden. Dabei wird der Einbezug aller Sinne und somit eine ganzheitliche Erfahrung angestrebt. Der Trend zu regionalen Produkten und der Einkauf auf dem Hof gehören bspw. auch dazu. Dieser Wunsch nach Ursprünglichkeit und das wissen wollen wie und wo ein Produkt entstanden ist, kann durch die Fertigprodukte aus dem Supermarkt nicht befriedigt werden. Die Qualität eines Produktes wird für den Konsumenten maßgeblich vom Produktumfeld beeinflusst: Den sozialen Folgen des Kaufs und der sozialen Signalwirkung, der kulturellen Relevanz. Im Kontext der urbanen Gemeinschaftsgärten kann die Begegnung mit der Natur als Suchen und Erleben von Ursprünglichkeit gesehen werden (BORGSTEDT 2011: 123f.). Im Garten kann die Sorten- und Geschmacksvielfalt von Gemüse, Kräutern und Früchten wiederentdeckt werden (HEISTINGER 2011: 306).

Urbane Gemeinschaftsgärten bieten dem Städter deshalb zusammenfassend den Raum, sich von der Komplexität des Alltags zurückziehen und erholen zu können. Hier findet er Erlebnisse für alle Sinne und Ruhe. Der Garten stellt einen autonomen Raum dar, in welchem nur die Gärtnerinnen und Gärtner bestimmen, Regeln und Grenzen aufstellen. Gleichzeitig finden sich in diesen garteninternen Gesellschaften Verbundenheit und Vertrauen untereinander, was die Verwurzelung in einem sozialen Umfeld bzw. Netzwerk ermöglicht. Man verlässt sich auf die eigenen Kompetenzen und Erfahrungen, macht gemeinsame Erfahrungen, erlebt Erfolge und Missernten gemeinsam, erprobt gemeinsam neue Lösungswege und Gemeinschaftsformen. Gärtnern ist auf diese Weise ein organischer Prozess mit offenem Ausgang und stellt so in gewisser Weise einen Gegensatz zum Alltag und der Arbeitswelt vieler Menschen dar.¹⁶

Diese spezifischen Eigenschaften der Gemeinschaftsgärten stellen gute Voraussetzungen für die Bildung sozialer Netzwerke dar, welche durch das sogenannte *Sozialkapital* gefördert und gestärkt werden.¹⁷ Hierbei handelt es sich, in Anlehnung an die Definition der OECD (HEALY und CÔTÉ 2004: 49)¹⁸ und Robert D. PUTNAM (PUTNAM 2001), um den Bestand an gemeinsam geteilten Normen, Werten und Überzeugungen, welche das soziale Vertrauen fördern. Auf dieser Basis entstehen verbindliche Beziehungen und Interaktionen im sozialen Nahraum, wodurch der Vereinzelung und Exklusion entgegen gewirkt wird. Das Teilen von emotionalen, zeitlichen und materiellen Ressourcen, die emotionale und normative Verbindung mit anderen in einem gemeinschaftlichen Gartenprojekt – also gelebte Integration und Solidarität – sind einerseits eine wichtige Grundlage um soziales Kapital zu verbreiten und andererseits auch die Folge von bereits entwickeltem Sozialkapital (BITTNER et al. 2008)¹⁹.

¹⁶ Ursula TABORSKY (2008) zeigt in ihrem Buch „Naturzugang als Teil des Guten Lebens“ auf, welchen Beitrag Gemeinschaftsgärten und Interkulturelle Gärten zum menschlichen Wohlergehen leisten können.

¹⁷ Da die Begriffe *Sozialkapital* und *soziale Netzwerke* in der Wissenschaft zwar breit diskutiert werden, jedoch nicht einheitlich definiert sind (HEALY und CÔTÉ 2004: 48), ist die Entwicklung einer der Forschungsarbeit entsprechenden Definition der Begriffe unerlässlich. Dieser Notwendigkeit wird in Kapitel 2 der vorliegenden Arbeit Folge geleistet.

¹⁸ http://commons.ch/wp-content/uploads/OECD_Vom-Wohlergehen-der-Nationen1.pdf, 06.06.2011.

¹⁹ <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/61/70.pdf>, 20.04.2011.

Solche sozialen Netzwerke können – zumindest in Ansätzen – gezielt gestaltet und sowohl von innen als auch von außen beeinflusst werden. Zudem bieten soziale Netzwerke einen gesellschaftlichen Mehrwert, da sie über die individuelle Gesundheit und Lebensqualität hinaus gehen und einen Gemeinnutzen haben (HEALY und CÔTÉ 2004: 64ff.; PUTNAM und GOSS 2001: 22).

1.4 Zielformulierung, Fragestellungen und Vorgehensweise

Diese einführenden Darlegungen haben die Aktualität des Themas im Kontext der aktuellen europäischen Stadtentwicklung aufgezeigt. Weiter sollte deutlich geworden sein, dass die meisten urbanen Gemeinschaftsgartenprojekte in Europa bzw. Deutschland hauptsächlich aus sozialen oder politischen Aspekten heraus initiiert werden und weniger aus Gründen der Subsistenz oder Nahrungssicherung.

Urbane Gärten bergen vielfältige ökologische sowie soziale und gesellschaftliche Potenziale, was in zahlreichen Publikationen nachzulesen ist (vgl. hierzu MADLENER 2008; MEYER-RENSCHHAUSEN 2010; MEYER-RENSCHHAUSEN 2004; MEYER-RENSCHHAUSEN und HOLL 2000; MÜLLER 2011a; MÜLLER 2009; MÜLLER 2010; MÜLLER 2008; ROSOL 2006)²⁰. Allerdings gibt es noch keine Publikation, welche sich spezifisch mit den Potenzialen der Gärten für die Bildung von Sozialkapital befasst. Dass dieses Potenzial durchaus vorhanden ist, konnte in den vorgehenden Ausführungen dargelegt werden. Die vorliegende Arbeit leistet somit einen neuen Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion der urbanen Gemeinschaftsgärten.

Aus dieser Forschungslücke sowie dem persönlichen Interesse für das Thema geht die Ziel- und Fragestellung der vorliegenden Masterarbeit hervor:

Inwiefern können urbane Gemeinschaftsgärten als Keimzellen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken bezeichnet werden?

²⁰ Diese Aufzählung ist exemplarisch und keinesfalls vollständig.

Es stellen sich also die Fragen ob – und wenn ja, wie – urbane Gemeinschaftsgärten als Keimzellen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken – oder allgemeiner: von Gemeinsinn – funktionieren, welche Wirkungen sie haben und wie sie im Sinne der Förderung einer stabilen Nachbarschaft unterstützt und gefördert werden können. Der Fokus der vorliegenden Arbeit richtet sich also explizit auf die sozialen und gesellschaftlichen Potenziale der Gemeinschaftsgärten und im Speziellen auf ihr Potenzial der Bildung sozialer Netzwerke. Entsprechend lauten die aufeinander aufbauenden Forschungsfragen:

Wie können urbane Gemeinschaftsgärten zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und somit zur Bildung von sozialen Netzwerken beitragen?

Nachdem im Vorfeld geklärt wird, ob in urbanen Gemeinschaftsgärten Sozialkapital und soziale Netzwerke überhaupt gebildet werden, geht es in einem ersten Schritt also um die Frage der Art und Weise einer angenommenen Funktion von urbanen Gemeinschaftsgärten: der Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und somit der Bildung sozialer Netzwerke in urbanen Gemeinschaftsgärten.²¹

Daran anschließend folgt die Frage nach den konkreten Wirkungen:

Welche Wirkungen haben das in den Gemeinschaftsgärten gebildete Sozialkapital und die sozialen Netzwerke?

Abschließend stellt sich noch die Frage nach der Beeinflussung und Gestaltung des Phänomens, um speziell in sozial schwachen Stadtvierteln den sozialen Zusammenhalt in der Nachbarschaft zu stärken:

Wie können urbane Gemeinschaftsgartenprojekte sinnvoll unterstützt, gestärkt und gefördert werden?

²¹ Dabei geht es ausdrücklich nicht darum aufzuzeigen, über wie viel Sozialkapital die einzelnen Mitglieder in den Gemeinschaftsgärten verfügen. Ziel ist es zu zeigen, ob und wie die Gemeinschaftsgärten den Gemeinsinn im allgemeinen fördern.

Diese Forschungsfragen sollen anhand von empirischen Untersuchungen in drei ausgewählten Berliner Gemeinschaftsgärten – die zu einem späteren Zeitpunkt noch genauer vorgestellt werden – sowie der Sichtung relevanter Literatur erarbeitet und beantwortet werden. Durch die, für Deutschland wahrscheinlich einmalige, Fülle an unterschiedlichsten Gemeinschaftsgartenprojekten, die in Berlin zu finden sind – der Integrationsbeauftragte der Stadt Berlin, Günter Piening, bezeichnete die Stadt bereits als „Hauptstadt der Interkulturellen Gärten“ (PIENING 2007)²² – bot es sich an, Fallbeispiele aus dem lokalen städtischen Kontext zu betrachten.

In den theoretischen Grundlagen in Kapitel 2 werden einerseits die Ausführungen zu Sozialkapital und sozialen Netzwerken sowie – abgeleitet aus der Diskussion der verschiedenen Ansätze – die Formulierung einer der Forschungsarbeit entsprechenden Definition der beiden Begriffe erläutert. Des Weiteren folgen Ausführungen zu bürgerschaftlichem bzw. freiwilligem Engagement sowie die Definition des Begriffs für die Forschungsarbeit. In einem nächsten Schritt werden in Kapitel 3 die oben formulierten Fragestellungen weiter präzisiert und die erarbeiteten theoretischen Grundlagen für die empirische Forschung operationalisiert.

Für die Beantwortung der Fragestellung wurde – wie in Kapitel 4 ausführlich beschrieben wird – ein qualitatives Forschungsdesign sowie die entsprechenden Methoden gewählt: Der Erkenntnisgewinn erfolgte hauptsächlich aus Experten-Interviews mit Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtnern, Beobachtungen und der Sichtung der Literatur. Gemäß dem zirkulären Arbeitsprozess des qualitativen Forschungsparadigmas wurden die Ergebnisse laufend ausgewertet, hinterfragt und die Vorgehensweise wenn nötig verändert und angepasst. Für die Auswertung der Interviews wurde die Methode der Qualitativen Inhaltsanalyse gewählt.

²² <http://www.berlin.de/lb/intmig/presse/archiv/20070824.1000.84088.html>, 05.10.2011.

Im zweiten Teil der Arbeit werden anschließend in Kapitel 5 die Ergebnisse der Forschung dargelegt und diskutiert, bevor dann im dritten und letzten Teil in Kapitel 6 die Beantwortung der Fragestellungen sowie in Kapitel 7 ein Ausblick und eine kritische Würdigung der Arbeit folgen.

Da auch im wissenschaftlichen Schreiben stets wichtig ist, wer welche Aussagen getroffen hat, benutze ich teilweise die aktive bzw. Ich-Form. Zudem entspricht diese Form meiner Herangehensweise, welche weder auf Repräsentativität noch vermeintlich neutrale Ergebnisse zielte. Des Weiteren verwende ich für Gruppen gemischten Geschlechts die Endungen „in“ bzw. „innen“, um bewusst beide Geschlechter anzusprechen.

2. Sozialkapital, soziale Netzwerke und bürgerschaftliches Engagement

In diesem Kapitel werden die theoretischen Grundlagen der vorliegenden Forschungsarbeit geklärt. Dabei geht es in einem ersten Schritt darum, eine geeignete Definition der Begriffe *Sozialkapital* und *soziale Netzwerke* zu finden. Diese Definitionen folgen aus der genaueren Beleuchtung der Konzepte, welche hinter den Begriffen stehen. Wie lassen sich Sozialkapital und soziale Netzwerke einordnen, welche positiven aber auch negativen Effekte gehen von ihnen aus, wie kann Sozialkapital als wichtige Ressource einer Gesellschaft im Alltag akkumuliert werden und in welchem Zusammenhang stehen die Begriffe zu urbanen Gemeinschaftsgärten? Im Anschluss wird das Konzept des bürgerschaftlichen Engagements, welches in engem Zusammenhang mit dem *Sozialkapital*-Begriff steht, erläutert werden. Mit Hilfe einer geeigneten Definition des Begriffes kann dieses Konzept schlussendlich ebenfalls in den Kontext der Arbeit eingebettet werden.

2.1 Sozialkapital und soziale Netzwerke – Begriffsklärung und Definition

Die Begriffe des *Sozialkapitals* und der *sozialen Netzwerke* erlebten in den letzten Jahren einen großen Aufschwung und wurden in unterschiedlichsten Forschungsarbeiten breit diskutiert (PUTNAM und GOSS 2001: 18f.; MATIASKE und GRÖZINGER 2008: 7). Peter MÖRTENBÖCK und Helge MOOSHAMMER (2010: 7) stellen allgemein eine Zunahme kollektiver, prozessgeleiteter Projekte fest. Sie gehen davon aus, dass in unserer sich laufend wandelnden, globalisierten Welt, in der sich tradierte Ordnungen auflösen und Realität ständig neu verhandelt werden muss, Netzwerke und Verbundenheiten zunehmend an Bedeutung gewinnen. Netzwerke prägen demnach die räumliche Organisation des 21. Jahrhunderts (ebd. 18).

Dabei ist der Begriff *Sozialkapital* nicht neu, sondern tauchte bereits 1920 in einem Text des US-Amerikanischen Gesellschaftsreformators Lyda Judson HANIFAN (1920: 78-90) das erste Mal auf, verschwand dann jedoch wieder von der wissenschaftlichen Bildfläche (PUTNAM und GOSS 2001: 16; MATIASKE und GRÖZINGER 2008: 9). Der Begriff wurde danach insgesamt ungefähr sechs Mal unabhängig voneinander nochmals erfunden und jeweils ein bisschen anders definiert (PUTNAM und GOSS 2001: 17f.). Diese Entwicklung spiegelt sich in der Tatsache wieder, dass es anscheinend bis heute keine allgemein gültige Definition des Begriffes gibt (KOOB 2007: 15; MATIASKE und GRÖZINGER 2008: 7). Vielmehr haben verschiedene Wissenschaftsdisziplinen ihren eigenen Blickwinkel auf den Begriff entwickelt.²³ Für die vorliegende Arbeit wird der soziologische Blickwinkel die Basis für die Definition des Begriffes bilden.²⁴ Dabei werden hauptsächlich die Quellen der menschlichen Motivation sowie die gesellschaftlichen Normen beschrieben. Der Fokus richtet sich auf Vertrauen, Normen der Gegenseitigkeit und die Netze bürgerlichen Engagements, kurz: auf die Merkmale der sozialen Organisation (HEALY und CÔTÉ 2004: 48f.).

Eine frühe Vertreterin dieses soziologischen Blickwinkels war Jane Jacobs. In ihrem Werk „The Death and Life of Great American Cities“ (JACOBS 1961) aus dem Jahr 1961 weist sie auf die kollektiven Werte informeller Nachbarschaftsbeziehungen in Großstädten hin. Ihrer Meinung nach interessiert sich jeder Stadtbewohner für die Atmosphäre in seiner Wohnumgebung. Auch wenn die Stadt eine Fülle an unterschiedlichen Angeboten und Möglichkeiten bietet und der Städter dank seiner schier unbegrenzten Mobilität jederzeit überall hin fahren kann um seine Bedürfnisse zu befriedigen, prägt doch die unmittelbare Wohnumgebung den Alltag jedes Einzelnen. Daraus resultiert das intrinsische Interesse – natürlich in unterschiedlicher Intensität – der Bewohner für ihr Wohnumfeld (ebd. 117).

²³ HEALY und CÔTÉ (2004: 48f.) postulieren in ihrem OECD-Bericht, dass sich das Konzept des Sozialkapitals mindestens aus den vier Blickwinkeln der Anthropologie, der Ökonomie, der Politikwissenschaften und der Soziologie betrachten lässt.

²⁴ Die Definition die im Folgenden aus den verschiedenen Ansätzen erarbeitet wird hat nicht den Anspruch, eine allgemeingültige Definition von Sozialkapital und sozialen Netzwerken zu sein. Vielmehr soll sie eine für die Erarbeitung der Forschungsfrage adäquate Begriffspräzisierung darstellen.

Auf der Basis dieses Interessens bilden sich im Alltag soziale Netze, aus denen Vertrauen, aber auch eine gewisse soziale Kontrolle²⁵ resultieren (JACOBS 1961: 119). Mit der Zeit kennt man die Menschen, die in derselben Nachbarschaft wohnen zumindest vom Sehen. Mit manchen kommt man vielleicht sogar ins Gespräch und es entstehen Freundschaften. Es entwickelt sich das soziale Vertrauen, dass man sich in Notsituationen auf den Nachbarn verlassen kann. Diese Überlegung kommt auch bei Jacobs zum Ausdruck, wenn sie von den Netzen sozialer Überwachung der Strassen spricht (ebd.). Dadurch, dass sich die Bewohnerinnen und Bewohner einer Nachbarschaft kennen, werden Fremde sofort als solche identifiziert. Diese Netze dienen sowohl den Bewohnern aber auch den Fremden als Schutz: Die Straße ist nie unbewacht, es gibt immer jemanden der die Situation im Blick hat.

Solche Beziehungsgeflechte gibt es natürlich nicht nur auf der Ebene der Wohnviertel. JACOBS (1961: 117) identifiziert in ihrer Arbeit zwei weitere wichtige Ebenen: Jene der Gesamtstadt als auch jene der Distrikte. Für die Autorin sind jedoch die Beziehungen in den Nachbarschaften, also jene auf der untersten dieser drei Ebene, die ersten und wichtigsten. Durch gute Beziehungen in den Nachbarschaften erhalten nach JACOBS (ebd. 133) alle Ebenen der Stadt eine gewisse Stabilität. Diese drei Ebenen sind idealerweise durch horizontale und vertikale Beziehungen miteinander verknüpft und bilden so ein von den Nachbarschaften ausgehendes und sich in die oberen Ebenen fortsetzendes, dichtes und komplexes Beziehungsgeflecht. Und genau diese Netzwerke bilden gemäß JACOBS (1961: 138) das soziale Kapital einer Stadt:

„These [neighborhood; B.B.] networks are a city’s irreplaceable social capital. Whenever the capital is lost, from whatever cause, the income from it disappears never to return until and unless new capital is slowly and enhancely accumulated.“

Dabei ist die Größe einer Nachbarschaft in Bezug auf ihre Funktionstüchtigkeit unbedeutend. In ihrer Definition sind alle kleinen Nachbarschaften einer Stadt miteinander verwoben und gehen kontinuierlich ineinander über (JACOBS 1961:

²⁵ „Soziale Kontrolle bezeichnet jene Prozesse und Mechanismen, mit denen eine Gesellschaft versucht, ihre Mitglieder zu Verhaltensweisen zu bringen, die im Rahmen dieser Gesellschaft positiv bewertet werden“ (FUCHS-HEINRITZ et al. 2011: 373).

120). Kai BRAUER (2005: 25) unterstützt diese Sichtweise mit der Feststellung, dass die strukturellen Zusammenhänge des Alltags unabhängig sind von der Größe und der Besiedlungsdichte der umgebenden Einheit.

Bei Jane Jacobs liegt der Fokus also vor allem auf den Beziehungen zwischen den Stadtbewohnern der verschiedenen Stadtebenen, die in ihrem Ganzen ein dichtes soziales Netz bilden. Der direkte und dauerhafte Kontakt zwischen Personen und das Vorhandensein einer Nachbarschaft bilden in ihrer Konzeption die Basis für die Bildung von Sozialkapital. Eine konkrete Definition von Sozialkapital liefert sie jedoch nicht.

Gemäß dem Soziologen Dirk KOOB (2007: 16, 27ff.) lassen sich gegenwärtig zwei unterschiedliche begriffliche Bedeutungen unterscheiden. Einerseits die Verwendung des Begriffs auf mikrosoziologischer Ebene in der Tradition Pierre Bourdieus. KOOB (2007: 207) bezeichnet Pierre Bourdieu als ersten Autoren, der ein systematisches Konzept von sozialem Kapital entworfen hat. Bei Bourdieu ist Sozialkapital, neben dem ökonomischen und kulturellen Kapital, Bestandteil seiner Kapitaltheorie (BOURDIEU 1992: 49ff.). Mit Hilfe dieser Theorie sollen Kapital und Profit „(...) in allen ihren Erscheinungsformen (...)“ (ebd. 52) erfasst und dadurch die Ökonomie nicht länger auf Marktbeziehungen reduziert werden (ebd. 51). Unter Kapital versteht Bourdieu: „ (...) akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, ‚inkorporierter‘ Form“ (ebd. 49). Soziales Kapital definiert der französische Soziologe als:

„(...) die Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens verbunden sind. (...) es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (ebd. 63).

Sozialkapital ist demnach eine Ressource, die jedem Einzelnen auf Grund seiner Einbettung in ein Beziehungsnetz zur Verfügung steht.²⁶ Es handelt sich also um ein – im Gegensatz zu Robert D. Putnams und auch Jane Jacobs Argumentation

²⁶ „Der Umfang des Sozialkapitals, das der einzelne besitzt, hängt demnach sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die er tatsächlich mobilisieren kann, als auch von dem Umfang des (ökonomischen, kulturellen oder symbolischen) Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht“ (BOURDIEU 1992: 64).

– privates Gut²⁷. Sozialkapital im bourdieuschen Sinne dient vor allem der Realisierung gesellschaftlicher Statusvorteile, entweder eines Individuums oder einer als Einheit auftretenden Gruppe (BOURDIEU 1992: 65; KOOB 2007: 211).²⁸ Zur Entstehung von Sozialkapital schreibt Bourdieu: „Sozialkapitalbeziehungen können nur in der Praxis auf der Grundlage von materiellen und/oder symbolischen Tauschbeziehungen existieren“ (BOURDIEU 1992: 63). Des Weiteren attestiert Bourdieu dem Sozialkapital einen Multiplikatoreffekt, d.h. die Stellung des Einzelnen in einer Gesellschaft kann dadurch verbessert werden. Das bedeutet aber auch, das Sozialkapital gesellschaftliche Ungleichheiten und Machtbeziehungen reproduziert: „Es [das Sozialkapital; B.B.] bestimmt gesellschaftliche Positionen in maßgeblicher Weise mit und trägt zu ihrer Reproduktion bei“ (KOOB 2007: 213).²⁹

Andererseits wird der Begriff auch auf makrosoziologischer Ebene verwendet, wie es bei Robert D. Putnam der Fall ist. Sozialkapital beschreibt hier – im Sinne von Jane Jacobs – die zwischenmenschliche Vernetzung, das gegenseitige Vertrauen und „Normen generalisierter Reziprozität“ (KOOB 2007: 16) in Gesellschaften.

“Social capital here refers to features of social organization, such as trust, norms and networks (...)” (PUTNAM 1993: 167).

Sozialkapital ist also das Resultat von Funktionen sozialer Organisation und von zwischenmenschlichen Beziehungen, die auf Vertrauen, gesellschaftlichen Normen und Netzwerken gründen. Dieses Sozialkapital bringt nicht in erster Linie dem Individuum, jedoch dem Kollektiv einen Nutzen: Sozialkapital und Soziale

²⁷ Der Begriff des *privaten* oder *Individualgutes* stammt aus der älteren Finanzwissenschaft und beschreibt Güter die von privater Seite bereitgestellt werden. Demgegenüber stehen die *öffentlichen* oder *Kollektivgüter*, welche der Staat bereitstellt. Kollektivgüter werden nur als solche bezeichnet, wenn sie zum einen das Kriterium der Nicht-Ausschließbarkeit von Nutzern erfüllen: Durch die Befriedigung der Bedürfnisse eines Nutznießers werden die Bedürfnisse aller übrigen Nutznießer mitbefriedigt. Als Bsp. können hier Ampeln oder saubere Luft genannt werden. Zum anderen muss das Kriterium der Nicht-Rivalität des Gebrauchs der Güter erfüllt sein. Als öffentlich werden also jene Güter bezeichnet, die „(...) von allen Mitgliedern einer Gesellschaft in gleicher Höhe in Anspruch genommen werden können“ (FUCHS-HEINRITZ et al. 2011: 351; vgl. ARENTZEN 1997a: 1671f.).

²⁸ Der Soziologe Franz Schultheis ist der Ansicht, dass „(...) auch Bourdieu nicht der Illusion verfallen [wird; B.B.], dass es sich bei dieser Ethik der Großzügigkeit um ein völlig uneigennütziges, von Gefühlen reiner Bruderliebe und Solidarität getriebenes, zweckfreies Unterfangen handelt“ (SCHULTHEIS 2008: 30).

²⁹ „(...) der Ertrag der für die Akkumulation und Unterhaltung von Sozialkapital erforderlichen Arbeit umso grösser ist, je grösser dieses Kapital selber ist“ (BOURDIEU 1992: 67).

Netzwerke haben sowohl einen sogenannten internen Nutzen für das Mitglied selbst als auch einen gemäß Robert PUTNAM und Kristin GOSS (2001: 20f.) externen Nutzen für das Kollektiv.³⁰ Anders als bei Bourdieu beruht die Teilhabe an den Effekten von Sozialkapital bei Putnam also nicht auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, vom externen Nutzen können auch nicht an der Gruppe beteiligte Außenstehende profitieren.³¹ Des Weiteren werden dem Sozialkapital auch individuelle Effekte wie ein allgemein erhöhtes Wohlergehen oder bessere Gesundheit zugeschrieben (KOOB 2007: 256).

Aufgrund seiner praxisorientierten Forschung schenkt Putnam der Entstehung von Sozialkapital weniger Aufmerksamkeit als dessen Wirkung (KOOB 2007: 252). Trotzdem kann festgehalten werden, dass Sozialkapital bei Putnam aus Tauschbeziehungen entsteht, die über die Zeit Vertrauen zwischen den Individuen schaffen. Wie Jane Jacobs weist auch Putnam darauf hin, dass Sozialkapital gepflegt werden muss, um nicht zu verschwinden:

“Most forms of social capital (...) [are; B.B.] resources whose supply increases rather than decreases through use and which become depleted if not used” (PUTNAM 1993: 169).

Dirk Koob kritisiert an Robert Putnams Verständnis von Sozialkapital vor allem, dass es Sozialkapital als quasi Allheilmittel für die Gesellschaft betrachtet, ohne dabei aber den eigentlichen Gegenstand exakt zu verorten. Des Weiteren kritisiert er auch die insgesamt vage und teilweise uneinheitliche Beschreibung des Begriffs (KOOB 2007: 249).

Aufgrund der unterschiedlichen Verständnisweisen von Sozialkapital empfiehlt Dirk Koob dem Forscher, sich für eine Bedeutungsvariante zu entscheiden und danach eine für die Forschungsfrage adäquate Begriffspräzisierung vorzunehmen (KOOB 2007: 16). Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist es zu untersuchen,

³⁰ „Was für den Einzelnen gilt, gilt umso mehr auch für Gruppen. Mit einem vielschichtigen sozialen Netzwerk ausgestattete Gemeinschaften und bürgergesellschaftliche Vereinigungen haben Vorteile, wenn es darum geht, Armut und Verwundbarkeit zu begegnen, Konflikte zu lösen und Vorteile aus neuen Möglichkeiten zu ziehen“ (PUTNAM und GOSS 2001: 19f.).

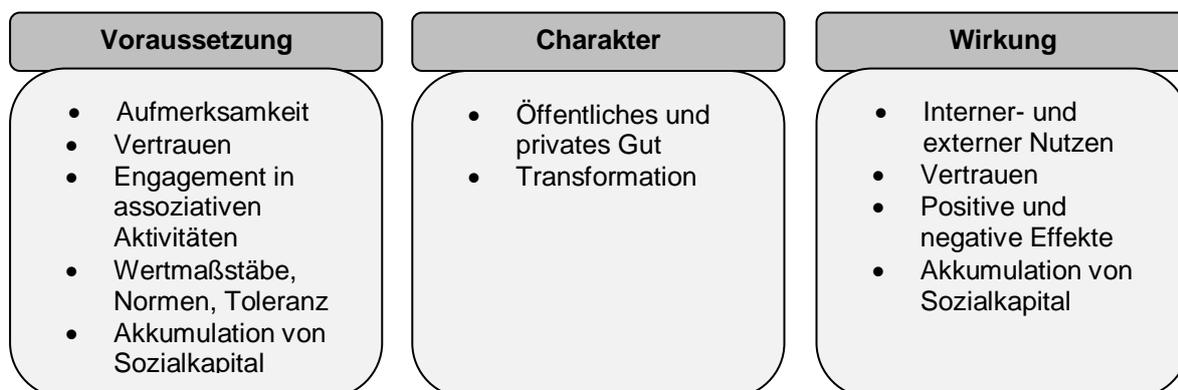
³¹ „Ein Grund dafür, dass soziale Netzwerke externe Effekte haben können, liegt darin, dass dichte soziale Interaktionen offenbar zur Entstehung robuster Normen einer verallgemeinerten Gegenseitigkeit beitragen können – ich tue das für dich, auch wenn ich keine unmittelbare Gegenleistung erhalte, weil du (oder jemand anders) irgendwann meinen guten Willen erwidern wirst“ (PUTNAM und GOSS 2001: 21).

inwiefern Gemeinschaftsgärten die Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken bzw. von Gemeinsinn fördern und welche Effekte sich daraus sowohl für die Gärtenrinnen und Gärtner als auch für Außenstehende ergeben. Unter der Annahme, dass der in den Gärten gebildete Gemeinsinn neben internen auch externe Effekte hat – und somit sowohl privates wie auch öffentliches Gut ist – scheint es angebracht, in der vorliegenden Arbeit den etwas weiter gefassten, makrosoziologischen Ansatz nach Robert D. Putnam und Jane Jacobs zu verwenden, ohne jedoch dabei die einzelnen Menschen aus dem Blick zu verlieren.

Wie oben dargestellt, beschreibt Putnam die Begriffe *Sozialkapital* und *soziale Netzwerke* nur vage. Um die beiden Begriffe nun noch weiter aufzuschlüsseln, ihre Voraussetzungen, Charakteristika und Wirkungen zu identifizieren und sie schlussendlich zu definieren, werden im Anschluss an diese einführenden Darlegungen sowie den Entscheid für die makrosoziologische Ebene noch weitere Quellen hinzugezogen.

2.1.1 Spezifizierung der Begriffe

Die folgende Spezifizierung der Begriffe ist in Voraussetzungen, Charaktereigenschaften sowie Wirkungen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken gegliedert. Dabei können gewisse Begriffe auch in zwei Kategorien vorkommen (vgl. Graphik 1):



Graphik 1: Voraussetzungen, Charaktereigenschaften sowie Wirkungen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken (Quelle: Eigene Darstellung).

Aufmerksamkeit

Für Claus OFFE und Susanne FUCHS (2001: 418f.) ist die sog. Aufmerksamkeit jedes Einzelnen eine zentrale Voraussetzung für die Bildung von Sozialkapital. Denn Aufmerksamkeit wird hier als Voraussetzung für die Teilnahme an assoziativen Aktivitäten – und somit auch als Voraussetzung für freiwilliges Engagement – gesehen. Sie ist erst einmal eine Eigenschaft jedes Einzelnen und signalisiert Interesse für die Qualität des öffentlichen Lebens sowie der das öffentliche Leben berührenden symbolischen Praktiken. Diese Eigenschaft schließt nicht zwingenderweise auch die Fürsorge für andere oder das aktive Engagement in der Gemeinschaft mit ein. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf alles, was im breitesten Sinne mit öffentlichen Angelegenheiten zu tun hat. Das kann sowohl moralisches Verhalten, materielle Wohlfahrt, ästhetische Qualitäten als auch die persönliche Entwicklung beinhalten; alles was die Lebensqualität eines Kollektivs betrifft.

Vertrauen

Ein weiterer wichtiger Schlüsselbegriff in der Diskussion um Sozialkapital ist Vertrauen. Gemäß HEALY und CÔTÉ (2004: 50) kann Vertrauen sowohl die Quelle als auch das Produkt von Sozialkapital sein. Zum einen wird das gegenseitige Vertrauen durch Beziehungen, Kontakte und Interaktionen gefördert, andererseits kann das Vertrauen in eine Person auch die Beziehung mit ihr und somit das Sozialkapital stärken. Für PUTNAM und GOSS (2001: 21) ist Vertrauen das „Gleitmittel“ des gesellschaftlichen Lebens.

„Trust is an essential component of social capital. (...) The greater the level of trust within a community, the greater the likelihood of cooperation. And cooperation itself breeds trust“ (PUTNAM 1993: 170f.).

OFFE und FUCHS (2001: 419) unterscheiden zudem zwischen schwachem und starkem Vertrauen. Im Falle von schwachem Vertrauen hat eine Person keine Furcht oder Misstrauen bei einer – auch hypothetischen – Interaktion mit einer anderen Person. Sie geht also davon aus, dass ihr die meisten Menschen wohlgesonnen und umgänglich sind. Im Falle von starkem Vertrauen wird diese grundsätzlich optimistische Haltung noch durch die Auffassung ergänzt, dass sich

aus der Kooperation mit Anderen gegenseitiger sowohl intrinsischer als auch instrumenteller Nutzen ziehen lässt.

Engagement in assoziativen Aktivitäten

Die wichtigste Komponente von Sozialkapital ist das tatsächliche Engagement der Menschen in formellen Vereinigungen oder informellen Netzwerken, ihr bürgerschaftliches, bzw. freiwilliges Engagement (OFFE und FUCHS 2001: 419). Die Ziele und Zwecke solcher Vereinigungen sind eher diffus und werden von den Mitgliedern diskursiv festgelegt. Bei der Aufnahme von neuen Mitgliedern sind sie offener als Vereinigungen primärer und tertiärer Vereinigungen (vgl. Kap. 3.2). Die Beteiligung der Mitglieder ist freiwillig, weshalb mit unterschiedlich intensivem Engagement oder gar einer temporären Nichtbeteiligung gerechnet werden muss. Der Umgang mit den sich daraus ergebenden spezifischen Voraussetzungen für die Mitglieder stellt für die Autoren den Beitrag dieser Vereinigungen zum Sozialkapital dar, da so bestimmte Fähigkeiten und soziale Kompetenzen geübt werden (OFFE und FUCHS 2001: 423ff.).

Wertmaßstäbe und Normen, Toleranz

HEALY und CÔTÉ (2004: 49f.) betonen zudem die Bedeutung gemeinsamer Wertmaßstäbe und Normen. Gemäß den Autoren ermöglichen diese den Menschen eine erleichterte Kommunikation und bieten eine einheitliche Basis für Diskussionen bei Differenzen. Gleichzeitig schließen sie aber auch nicht aus, dass unterschiedliche Bedeutungs- und Wertesysteme nebeneinander existieren können ohne einander zu behindern oder die Zusammenarbeit zu gefährden. Entscheidend ist dann ein tolerantes Klima gegenüber anderen Kulturen und Überzeugungen sowie gegenseitiges Verständnis. PUTNAM (1993) weist zudem auf die Relevanz von sog. Normen generalisierter Reziprozität hin, das Wissen also, dass man für eine erbrachte Leistung irgendwann in der Zukunft eine Gegenleistung erhalten wird:

“The norm of generalized reciprocity is a highly productive component of social capital. (...) An effective norm of generalized reciprocity is likely to be associated with dense networks of social exchange” (PUTNAM 1993: 172).

Akkumulation von Sozialkapital

Im Weiteren stellt sich die Frage, wie Sozialkapital im Alltag konkret akkumuliert wird. OFFE und FUCHS (2001: 419) haben in ihren Untersuchungen festgestellt, dass das tatsächliche freiwillige Engagement in Vereinen oder Netzwerken die wichtigste Komponente von Sozialkapital ist. Demzufolge sind solche Vereinigungen und Netzwerke entscheidende Faktoren für die Akkumulation von Sozialkapital. Diese Vereinigungen des sekundären Typs³² werden in Umfeldern, deren Bewohner über ein hohes Mass an bürgerschaftlichen Kompetenzen verfügen, leichter gegründet als anderswo. Zudem werden diese Vereinigungen in solchen Umfeldern auch eher zu einem wichtigen Teil des öffentlichen Lebens (ebd. 429).

Können sich im Folgenden solche Vereinigungen in einem spezifischen Umfeld ansiedeln, tragen sie über ihre Mitglieder dazu bei, die oben genannten bürgerschaftlichen Kompetenzen zu verbreiten. Zudem fördern sie die als *Vertrauen* und *Aufmerksamkeit* beschriebenen Dispositionen der Menschen in diesem Umfeld. Durch die Verbreitung dieser Kompetenzen sowie durch vernetzende Aktivitäten tragen sie zur Akkumulation von Sozialkapital bei (OFFE und FUCHS 2001: 418f., 429). Oder um es mit den Worten von Robert Putnam zu sagen:

“As with conventional capital, those who have social capital tend to accumulate more”
(PUTNAM 1993: 169).

Öffentliches und privates Gut

Gemäß der Argumentation von PUTNAM und GOSS (2001: 22) kann Sozialkapital sowohl ein privates wie auch ein öffentliches Gut sein. In dieser Eigenschaft ist es theoretisch auch für alle frei zugänglich. Trotzdem steht Sozialkapital – wie andere Ressourcen auch – nicht allen Bevölkerungsteilen in gleichem Maße zur Verfügung, da der Bestand an Sozialkapital in unterschiedlichen Gesellschaften oder Gesellschaftsteilen variieren kann (OFFE und FUCHS 2001: 417f.). Aus diesem je spezifischen Umfeld ergeben sich die sozialen Beziehungen, die über den Bestand an Sozialkapital jedes Einzelnen bestimmen. Zudem kann dieser

³² Gemeint sind damit Vereinigungen mit bürgerschaftlichem Organisationsrahmen, die in Kapitel 3.2 noch genauer erläutert werden.

Bestand mit der Zeit zu- oder abnehmen, abhängig davon wie viel Zeit und Energie in seine Bildung und Erhaltung investiert wird (HEALY und CÔTÉ 2004: 48). Daraus folgt, dass Sozialkapital auch innerhalb von Gesellschaften nicht gleich verteilt ist.

Transformation

MÖRTENBÖCK und MOOSHAMMER (2010: 22f.) weisen auf eine weitere wichtige Eigenschaft von sozialen Netzwerken bzw. von Netzwerkhandeln hin: Die Eigenschaft der Transformation, also das Vermögen, eine Anweisung nicht einfach nur von einem Ort zum anderen zu transportieren, sondern diese auch aktiv anzuwenden, zum eigenen Nutzen zu verändern oder sie sogar gegen die Anweisung selbst zu richten. Entscheidend für die Teilnahme und Mobilisierung ist das persönliche Erfahren von Veränderungen oder Umbrüchen im eigenen Leben.

Diese Situationen können sich als sich plötzlich verändernde gesellschaftliche Systeme darstellen. Es können aber auch lokale Mikrosituationen sein, wie zum Beispiel die Umbildung eines Stadtteils für stadtstrategische Spekulationen oder umgekehrt das jahrelange Brachliegen einer Fläche. In solchen Fällen kann für persönliche Entscheidungen nicht auf tradierte Normen des Staates oder anderer Autoritäten zurückgegriffen werden. Daraus entstehen die individuellen, auf Erfahrung und Austausch basierenden Lösungsansätze, zu deren Generierung sowohl altbewährte Vertrautheiten und Beziehungen genutzt als auch neue Allianzen geschlossen werden (MÖRTENBÖCK und MOOSHAMMER 2010: 31). Die Aufmerksamkeit der Betroffenen verschiebt sich weg von den konkreten Bedingungen und institutionellen Gegebenheiten eines Ortes hin zu den Potenzialen jeder Situation (ebd. 32). Diese Möglichkeit der Transformation macht Netzwerke zu attraktiven Handlungsallianzen (ebd. 36f.).

Speziell in weniger gefestigten Zonen und etwas abseitigen Orten wie bspw. sozio-ökonomisch schlechter gestellten Stadtteilen können Netzwerke dank ihrer Transformationsmöglichkeit und -fähigkeit temporäre, flexible und spontan gestaltete Räume schaffen. Die Schaffung dieser neuen Räume findet hier inmitten bestehender soziokultureller Ordnungen statt und nicht etwa trotz oder anstatt ihnen. Mit Hilfe der Netzwerke und ihrer Kultur des täglichen neu

Aushandelns, Debattierens und Interagierens kann hier ein anderer Umgang mit Konflikten gefunden werden (MÖRTENBÖCK und MOOSHAMMER 2010: 61f.).

So gesehen können auch Gemeinschaftsgärten und ihre Teilnehmer in einem Stadtquartier zur Konfliktlösung beitragen, in dem sie möglichst viele Menschen mit ihren unterschiedlichen Biographien in ihr Netzwerk, ihre Aktivitäten einbinden und gemeinsam Lösungen und Grenzen aushandeln. Dabei geht es nicht um ein einfaches Aufnehmen der Ausgeschlossenen in eine etablierte und politisch akzeptierte Gruppe, sondern vielmehr um die Herstellung einer Kultur der gelebten Differenz, in der jeder Einzelne mit seinen Erfahrungen am Aushandlungsprozess „der Realität“ teilhaben kann.

Interner und externer Nutzen

Soziale Netzwerke haben gemäß PUTNAM und GOSS (2001: 20f.) sowohl einen internen als auch einen externen Nutzen. Mit internem Nutzen ist der direkte (private) Nutzen für das Individuum selbst gemeint, z.B. im Sinne von erhöhtem persönlichem Wohlbefinden aufgrund vermehrter sozialer Kontakte oder gesellschaftlichen Ansehen: Durch die Beteiligung an lokalen Vereinen und Projekten kann das eigene Lebensumfeld gestaltet und dafür ein gewisses Ansehen in der Gemeinschaft genossen werden. Dabei ist ein Engagement über die Klassengrenzen hinweg möglich, so dass jeder die Chance auf öffentliche Anerkennung hat (BRAUER 2005: 274). Der externe oder öffentliche Nutzen spiegelt sich bspw. in der niedrigen Kriminalitätsrate in einem Wohngebiet mit dichtem sozialem Netzwerk wieder – ganz im Sinne von Jane Jacobs – wovon auch nicht direkt am Netzwerk beteiligte Personen profitieren. Den Grund für die Entstehung solcher öffentlicher Nutzen sehen die Autoren in einer stabilen Gegenseitigkeit, die in solchen sozialen Netzwerken herrscht, den sog. Normen generalisierter Reziprozität. Man macht etwas für einen anderen Menschen, auch wenn man keine unmittelbare Gegenleistung dafür erhält weil man davon ausgeht, dass dieser gute Wille irgendeinmal von irgendjemandem erwidert werden wird.

Die Verwurzelung in Beziehungen spiegelt die soziale Dimension des Sozialkapitals wieder. Gleichzeitig hat das Konzept auch eine Dimension des Kapitals: Es ist eine Ressource, die einer Gesellschaft auf lange Sicht Nutzen und

Vorteile bringen kann (HEALY und CÔTÉ 2004: 48), die man aber auch – wie oben von Jane Jacobs und Robert Putnam beschrieben – sorgfältig behandeln und pflegen muss (vgl. FUCHS-HEINRITZ et al. 2011: 332). Zudem kann bzw. muss man in das Sozialkapital investieren, denn es entsteht nur durch die Zeit- und Energieinvestitionen einer Gesellschaft (HEALY und CÔTÉ 2004: 48).

Positive und negative Effekte

HEALY und CÔTÉ (2004: 64ff.) zeigen anhand von unterschiedlichen, weltweiten Studien, welche positiven Einflüsse Sozialkapital auf das Wohlergehen der Menschen hat. So wurde bspw. festgestellt, dass es einen positiven Zusammenhang zwischen der Lebenserwartung eines Menschen und der Intensität seiner sozialen Beziehungen gibt. Auch die physische und psychische Gesundheit scheint durch das Vorhandensein von Sozialkapital positiv beeinflusst zu werden. Ebenso wird das subjektive Glücksempfinden durch Sozialkapital positiv beeinflusst. Einige Studien legen sogar nahe, dass Sozialkapital für das persönliche Wohlergehen wichtiger ist als materielle Güter (vgl. PUTNAM und GOSS 2001: 22). Des Weiteren konnte aufgezeigt werden, dass zwischen Sozialkapital und der Kriminalitätsrate in einem Viertel – ganz im Sinne von Jane Jacobs – ein negativer Zusammenhang besteht. D.h. je stärker die sozialen Beziehungen in einem Viertel sind, desto geringer ist die Kriminalitätsrate. Dies aufgrund der sozialen Kontrolle, die aus verstärkten nachbarschaftlichen Beziehungen hervorgeht (HEALY und CÔTÉ 2004: 66f.). Sozialkapital scheint auch die Unterschiede in den Grundkompetenzen von Erwachsenen (sog. literacy), der Einkommensverteilung oder dem Zugang zu Bildung einzuebnetten (ebd. 69).

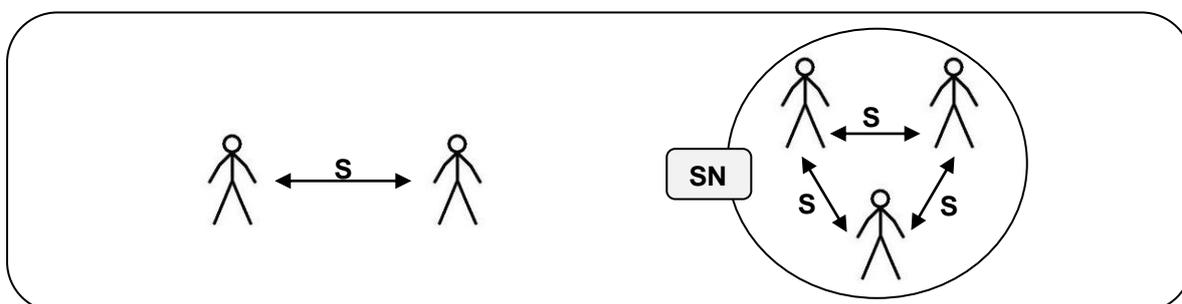
Nebst diesen vielen positiven Effekten darf jedoch nicht verschleiert werden, dass soziale Netzwerke auch negative externe Effekte haben können. PUTNAM und GOSS (2001: 24) illustrieren das eindrücklich am amerikanischen Ku-Klux-Klan, der mit seinen internen Normen rassistischer Gewalt und Treue die Form eines Netzwerks widerspiegelt, welches zwar für seine Mitglieder einen Vorteil bringt, vielen anderen aber eher schadet und die soziale Ungleichheit verstärkt.

2.1.2 Definition von Sozialkapital und sozialen Netzwerken

Nach diesen Überlegungen hat sich die folgende Definition von Sozialkapital und sozialen Netzwerken für die vorliegende Arbeit herauskristallisiert (vgl. Graphik 2):

Sozialkapital (S) besteht aus sozialen Beziehungen zwischen Menschen. Die zentralen Voraussetzungen für die Bildung von Sozialkapital sind Aufmerksamkeit, Vertrauen und Engagement. Weitere Voraussetzungen sind gemeinsame Wertmaßstäbe und Normen, gegenseitige Toleranz sowie die Akkumulation von Sozialkapital. Sozialkapital kann sowohl öffentliches wie auch privates Gut sein.

Soziale Netzwerke (SN) sind Geflechte, bestehend aus sozialen Beziehungen, in denen das Sozialkapital einer Gesellschaft gründet. Die zentrale Voraussetzung für die Bildung sozialer Netzwerke ist die Akkumulation von Sozialkapital. Diese Netze weisen eine hohe Transformationsfähigkeit auf und sind theoretisch für alle frei zugänglich.



Graphik 2: Visualisierung der Definition von Sozialkapital und sozialen Netzwerken (Quelle: Eigene Darstellung).

Die sog. Aufmerksamkeit jedes Einzelnen bildet die Basis für die Bildung von Sozialkapital. Das Vertrauen in die Mitmenschen sowie Aufmerksamkeit stellen zusammen mit dem tatsächlichen Engagement jedes Einzelnen in assoziativen Aktivitäten die Grundvoraussetzungen für die Bildung von Sozialkapital dar. Die Akkumulation von Sozialkapital stellt dessen Fortbestand sicher. Sozialkapital kann sowohl öffentliches wie privates Gut sein und ist theoretisch für alle frei zugänglich. Wie andere Ressourcen steht jedoch auch Sozialkapital nicht allen Bevölkerungsteilen in gleichem Maße zur Verfügung. Der Nutzen, den das Sozialkapital generiert, kann sowohl intern als auch extern wie auch positiv oder

negativ sein. Zudem unterstützt bereits gebildetes Sozialkapital die Vertrauensbildung sowie die Akkumulation von weiterem Sozialkapital.

Soziale Netzwerke sind Geflechte, die aus sozialen Beziehungen bestehen. Zentrale Voraussetzung für die Bildung von sozialen Netzen ist also die Akkumulation von Sozialkapital. Soziale Netzwerke weisen oft eine hohe Transformationsfähigkeit auf und sind theoretisch ebenfalls für alle frei zugänglich. Der Nutzen dieser Netzwerke kann wiederum sowohl intern als auch extern sein, positiv oder negativ. Gemeinsame Wertmaßstäbe und Normen sind im Zusammenhang mit den beiden diskutierten Begriffen insofern von Bedeutung, als sie die Kommunikation zwischen Menschen erleichtern; auch ein allgemein tolerantes Klima trägt dazu bei.

2.2 Bürgerschaftliches Engagement – Begriffsklärung und Definition

In den obigen Erläuterungen zum Sozialkapital und den sozialen Netzwerken wurde deutlich, dass bürgerschaftliches Engagement bei der Bildung, Akkumulation und Weiterverbreitung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken eine entscheidende Rolle spielt.

„Bürgerschaftliches Engagement schafft Sozialkapital, trägt damit zur Verbesserung der gesellschaftlichen Wohlfahrt bei und entwickelt sich, da es von den Bürgerinnen und Bürgern ständig aus der Erfahrung ihres Lebensalltags gespeist wird, als offener gesellschaftlicher Lernprozess. In dieser Qualität liegt ein Eigensinn, der über den Beitrag zum Zusammenhalt von Gesellschaft und politischem Gemeinwesen hinausgeht“ (ENQUETE-KOMMISSION 2002: 40).

Deshalb soll nun noch genauer auf dieses Konzept eingegangen werden. Aus der eingangs vorgestellten Begriffsklärung wird im Anschluss die für diese Arbeit gültige Begriffsdefinition abgeleitet.

2.2.1 Begriffsklärung

Wie Marit ROSOL (2006: 43) aufzeigt, erlangte das Konzept des bürgerschaftlichen Engagements in den 1990er Jahren eine gesteigerte Aufmerksamkeit als Lösungsansatz für gesellschaftliche Probleme. 1999 schliesslich wurde vom Bundestag eine Enquete-Kommission zu diesem Thema eingesetzt. Der von dieser Kommission verfasste Bericht „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ (ENQUETE-KOMMISSION 2002) bildet die Grundlage der folgenden Begriffsklärung, auf deren Basis dann die Begriffsdefinition erfolgen wird. Im deutschen Sprachraum gibt es gemäß KLAGES (2003) keinen klar definierten, eindeutigen und allgemein anerkannten Begriff für freiwillige Tätigkeiten. Deshalb scheint es sinnvoll, erst einmal zwischen den verschiedenen Formen von Engagement zu unterscheiden und diese vom Begriff des bürgerschaftlichen Engagements abzugrenzen.

Das Ehrenamt bezeichnet stärker formalisierte und in Regeln eingebundene, dauerhafte Formen des Engagements.³³ Zum bürgerschaftlichen Engagement zählt die Enquete Kommission hingegen die Selbsthilfe. Im weiteren Sinne bezeichnet der Begriff das selbstorganisierte tätig werden zusammen mit anderen Personen; im engeren Sinn bezieht sich der Begriff auf die gegenseitige Hilfe zwischen Menschen, die sich aufgrund einer bestimmten Problemstellung zusammengefunden haben. Ebenfalls zum bürgerschaftlichen Engagement gehören die öffentliche Kritik und der Widerspruch, also auch Gruppierungen die unbequem sind (ENQUETE-KOMMISSION 2002: 32).

Im Kern ist der Begriff des *bürgerschaftlichen Engagements* mit den Begriffen der *Bürgerin* und des *Bürgers*, aber auch der *Bürgergesellschaft*³⁴ verbunden (ENQUETE-KOMMISSION 2002: 33). Öffentlichkeit ist eine wichtige Voraussetzung für das bürgerschaftliche Engagement, welches faktisch ein Handeln im öffentlichen Raum ist (ebd. 34). Die Enquete-Kommission bezieht sich

³³ „Ehrenamt, unbesoldetes, meist nur gegen Aufwandsentschädigung ausgeübtes öffentliches Amt, verbunden mit beamtenähnlichen Rechten und Pflichten, z.B. Amt des Schöffen, Handelsrichters, Gemeinderats etc. Desgleichen im gesellschaftlichen Bereich, z.B. Vorsitzender von Verbänden, Vereinen“ (ARENTZEN 1997b: 1020).

³⁴ Der Begriff der *Bürgergesellschaft* setzt die liberalen politischen Freiheitsrechte voraus und ist eng verbunden mit der Idee der aktiven Bürgerschaft. Bis heute bezeichnet die Bürgergesellschaft den Status einer politischen Gemeinschaft, deren Mitglieder alle mit den gleichen Rechten und Pflichten ausgestattet sind (ENQUETE-KOMMISSION 2002: 33).

dabei auf den Begriff der *deliberativen Öffentlichkeit* von Jürgen Habermas. Habermas meint damit eine Öffentlichkeit, in der sich „(...) Bürgerinnen und Bürger in zivilgesellschaftlichen Foren argumentativ zu bestimmten Themen und Sachfragen begegnen.“ In einer solchen Öffentlichkeit können sich also zivilgesellschaftliche Vereinigungen und Organisationen des bürgerschaftlichen Engagements melden und ihre Interessen vertreten. Charakteristisch ist dabei der Diskurs. Wie der Bericht bemerkt, wird durch das Handeln von bürgerschaftlich Engagierten oft erst eine Öffentlichkeit für Diskussionen geschaffen. Des Weiteren gäbe es jedoch auch unzivile Formen des bürgerschaftlichen Engagements, so zum Beispiel Korruption oder Despotismus (ebd. 35).

Gemäß der ENQUETE-KOMMISSION (2002: 38) ist bürgerschaftliches Engagement:

- freiwillig
- nicht auf materiellen Gewinn gerichtet
- gemeinwohlorientiert
- öffentlich bzw. findet im öffentlichen Raum statt
- wird in der Regel gemeinschaftlich/kooperativ ausgeübt

Freiwillig ist bürgerschaftliches Engagement in dem Sinne, dass es kein staatsbürgerlicher Pflichtdienst ist, sich zu engagieren. Nicht auf materiellen Gewinn gerichtet ist es deshalb, weil die Tätigkeit nicht bezahlt ist (ENQUETE-KOMMISSION 2002: 38). Da sich die Tätigkeiten bürgerschaftlichen Engagements direkt oder indirekt am Gemeinwohl ausrichten, ist es auch gemeinwohlorientiert. Dabei handeln die Akteure nicht selbstlos, denn: „Wer sich selbst nicht wichtig ist, kann auch nicht für andere sorgen, für andere Verantwortung übernehmen“. Bürgerschaftliche Aktivitäten finden im öffentlichen Raum statt und sind auch in ihren Intentionen und Formen öffentlich im Sinne von transparent. Gemeinschaftlich ist bürgerschaftliches Engagement in einem doppelten Sinne: Zum einen ist es auf das Wohl der Mitglieder einer spezifischen Gruppe gerichtet, zum anderen ist die Tätigkeit selbst gemeinschaftsbezogen. Es ist eine kooperative Tätigkeit, eine Tätigkeit mit anderen zusammen (ebd. 39).

2.2.2 Definition

Auf der Basis dieser Ausführungen schlägt die Enquete-Kommission folgende Definition für den Begriff vor:

„Bürgerschaftliches Engagement ist eine freiwillige, nicht auf das Erzielen eines persönlichen materiellen Gewinns gerichtete, auf das Gemeinwohl hin orientierte, kooperative Tätigkeit. Sie entfaltet sich in der Regel in Organisationen und Institutionen im öffentlichen Raum der Bürgergesellschaft. Selbstorganisation, Selbstermächtigung und Bürgerrechte sind die Fundamente einer Teilhabe und Mitgestaltung der Bürgerinnen und Bürger an Entscheidungsprozessen“ (ENQUETE-KOMMISSION 2002: 40).

Das Besondere an diesem Begriff, nämlich das „bürgerschaftliche“ taucht also in dieser Definition gar nicht auf, wird aber an einer anderen Stelle beschrieben:

„Die Wahl des Begriffs „bürgerschaftliches Engagement“ macht den Zusammenhang von Engagement und Bürgerschaft deutlich; er ermöglicht es, Bürgerschaftlichkeit als eine eigenständige Dimension für Engagement der verschiedensten Art – politisches, soziales und geselliges – zu verstehen. (...) Der Bürgerstatus, das Innehaben von Rechten und Pflichten und die Zugehörigkeit zu einer „politischen Gemeinschaft“, ist eine wesentliche Voraussetzung für Engagement. Der Bürgerstatus hat einen Vorrang vor allen anderen“ (ENQUETE-KOMMISSION 2002: 24).

Marit ROSOL (2006: 53) weist jedoch auf die Problematik hin, welche sich hinter dem Begriff „bürgerschaftlich“ versteckt: Der Begriff soll zwar auf die Orientierung auf die Öffentlichkeit und das Gemeinwohl hinweisen. Doch da „(...) Engagement hier an einen (Staats-)Bürgerstatus gekoppelt wird, [ist es; B.B.] exklusiv und [wird; B.B.] somit einer durch Einwanderung geprägten Gesellschaft nicht gerecht.“ Menschen ohne deutsche Staatsbürgerschaft werden also mit dieser Definition nicht erfasst.

Da sich im Bereich der urbanen Gemeinschaftsgärten auch viele Menschen beteiligen, die keine deutsche Staatsbürgerschaft besitzen, muss der Definition der Enquete-Kommission in diesem Punkt widersprochen werden um den Anforderungen der Arbeit gerecht zu werden. In dem Sinn wird im weiteren Verlauf

von *freiwilligem Engagement* die Rede sein, welches (in Anlehnung an obige Definition der Enquete-Kommission) wie folgt definiert wird:

Freiwilliges Engagement ist freiwillig, nicht auf individuellen materiellen Gewinn orientiert, gemeinwohlorientiert, im öffentlichen Raum stattfindend, gemeinschaftlich/kooperativ und nicht an einen (Staats-)Bürgerstatus gebunden.

Die Ausführungen dieses Kapitels haben die Komplexität der für die vorliegende Forschungsarbeit wichtigen theoretischen Begriffe aufgezeigt. Durch die intensive Diskussion konnten schlussendlich grundlegende, für diese Arbeit geltende Definitionen festgehalten werden. Im Folgenden gilt es nun, diese theoretischen Grundlagen in die empirische Praxis umzusetzen. Die theoretisch definierten Begriffe *Sozialkapital* und *soziale Netzwerke* müssen der Forschungsfrage entsprechend für die empirische Forschung operationalisiert werden. Zudem erfolgt eine Präzisierung der eingangs vorgestellten Forschungsfrage.

3. Operationalisierung der theoretischen Grundlagen

Um die Bildung von Sozialkapital innerhalb einer Gruppe oder Gesellschaft und damit die Entstehung eines sozialen Netzwerks messen zu können, bedarf es einer Operationalisierung des Terms. Es müssen also aussagekräftige Indikatoren gefunden werden, mit denen sich Sozialkapital und soziale Netzwerke beschreiben lassen. Zudem soll noch einmal verdeutlicht werden, in welchem Zusammenhang die Begriffe mit Gemeinschaftsgärten stehen. Obige Erläuterungen haben bereits zum Ausdruck gebracht, dass vor allem *Vertrauen* eine wichtige Voraussetzung bzw. ein wichtiges Element von Sozialkapital ist. Hinzu kommen gemäß OFFE und FUCHS (2001: 418) noch die Indikatoren *Aufmerksamkeit* und *Engagement in assoziativen Aktivitäten* bzw. freiwilliges Engagement.³⁵ Die beiden Autoren haben für ihre Studie zum Bestand an Sozialkapital in Deutschland eine Operationalisierung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken entwickelt, an welcher ich mich für meine Forschungsarbeit orientieren werde. Des Weiteren wird auch der Ansatz von PUTNAM und GOSS (2001: 25ff.) mit einbezogen.

Bevor diese Indikatoren jedoch festgelegt werden, wird noch einmal die Forschungsfrage vorgestellt und präzisiert.

3.1 Präzisierung der Forschungsfrage

In der Einleitung wurde das dieser Arbeit zugrundeliegende Forschungsinteresse bereits dargelegt. Drei Ziele werden verfolgt:

Erstens soll dargestellt werden, wie in urbanen Gemeinschaftsgärten Sozialkapital gebildet wird und soziale Netzwerke entstehen. Die einführenden Bemerkungen und die Ausführungen zu den theoretischen Grundlagen zu Sozialkapital und sozialen Netzwerken haben den Zusammenhang zwischen urbanen

³⁵ Vgl. Kapitel 2.2.

Gemeinschaftsgärten und der Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken deutlich gemacht. Diese Gemeinschaftsgärten besitzen zweifellos ein Potenzial für die Bildung und Reproduktion von Sozialkapital und sozialen Netzwerken. Aus dieser Erkenntnis ergeben sich Fragen, deren Beantwortung die Erarbeitung der eigentlichen Forschungsfrage unterstützen sollen:

Wie können urbane Gemeinschaftsgärten zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und somit zur Bildung von sozialen Netzwerken beitragen?

- Werden in den untersuchten Gemeinschaftsgärten Sozialkapital und soziale Netzwerke gebildet?
- Wieso funktioniert die Bildung von Sozialkapital und sozialer Netzwerke in diesem Rahmen der Gemeinschaftsgärten?
- Gibt es zentrale Aspekte oder Faktoren der Gartenarbeit, welche die Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken ermöglichen?

Zweitens sollen die Wirkungen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken aufgezeigt werden. In den theoretischen Grundlagen der vorliegenden Arbeit wurden einige mögliche positive wie auch negative interne und externe Wirkungen von Sozialkapital bereits erwähnt. Es stellt sich aber die Frage, welche Wirkungen in der Praxis der untersuchten Gemeinschaftsgärten tatsächlich beobachtet werden können. Dies v.a. auch im Hinblick auf die dritte Forschungsfrage. Bevor eine Unterstützung urbaner Gemeinschaftsgartenprojekte überhaupt als sinnvoll erachtet werden kann, muss deren positiver Effekt auf die Nachbarschaft und das Individuum erkannt und aufgezeigt werden. Dabei wird die Art des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke Aufschluss über die Wirkungen geben:

Welche Wirkungen haben das in den Gemeinschaftsgärten gebildete Sozialkapital und die sozialen Netzwerke?

- Welche Arten von Sozialkapital und sozialen Netzwerken können in den Gemeinschaftsgärten beobachtet werden?
- Welche Wirkungen des praktisch vorhandenen Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke können beobachtet werden?
- Können bestimmte Gruppen von Menschen von diesen Wirkungen mehr profitieren als andere?

Drittens soll untersucht werden, ob es sinnvolle Steuerungsmöglichkeiten gibt. Geht man davon aus, dass soziale Netzwerke – wie in Kapitel 1.3 dargelegt – beeinflusst werden können, stellt sich die Frage, ob Gemeinschaftsgärten nicht gezielt als Instrument sozialer Stadtentwicklung eingesetzt werden könnten. Zumal die Stärkung sozialer Netzwerke und die (Re)Produktion von Sozialkapital bzw. Gemeininn gerade in sozial schwachen Wohngebieten durchaus wünschenswert sein kann. Dazu wäre aber vermutlich eine externe Unterstützung der Gärten nötig. Dieser Umstand wirft wiederum Fragen auf, die mithilfe der Antworten aus den Expertengesprächen beantwortet werden sollen:

Wie können urbane Gemeinschaftsgartenprojekte sinnvoll unterstützt, gestärkt und gefördert werden?



- Welche Probleme und Wünsche haben die Gemeinschaftsgärtner und -gärtnerinnen?
- Wollen die Gärtnerinnen und Gärtner überhaupt Hilfe von außen oder widerspricht dies ihrem Selbstverständnis?

Die Beantwortung dieser drei Forschungsfragen führt schlussendlich zur Klärung der eingangs gestellten Frage, ob Gemeinschaftsgärten als Keimzellen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken bezeichnet werden können.

3.2 Operationalisierung von Sozialkapital

Im Folgenden werden nun die Indikatoren vorgestellt, anhand derer Sozialkapital und soziale Netzwerke beschrieben werden können und mit deren Hilfe die gestellten Forschungsfragen beantwortet werden.

Aufmerksamkeit

Die in Kapitel 2.1.1 beschriebene Aufmerksamkeit jedes Einzelnen ist ein schwacher, aber notwendiger Indikator für Sozialkapital, da sie – im Sinne von Interesse an der Qualität des öffentlichen Lebens – als Voraussetzung für die Teilnahme an assoziativen, gemeinwohlorientierten Aktivitäten gesehen wird. Wichtig zu betonen ist hier noch einmal, dass diese Eigenschaft nicht

zwingenderweise auch die Fürsorge für andere oder das aktive Engagement in der Gemeinschaft mit einschließt (OFFE und FUCHS 2001: 418f.).

Vertrauen

OFFE und FUCHS (2001: 419) unterscheiden zwischen schwachem und starkem Vertrauen. Im ersteren Fall hat eine Person keine Furcht oder Misstrauen bei einer – auch hypothetischen – Interaktion mit einer anderen Person, da sie davon ausgeht, dass ihr die meisten Menschen wohlgesonnen sind. Im Falle von starkem Vertrauen wird diese optimistische Haltung noch durch die Auffassung ergänzt, dass sich aus der Kooperation mit Anderen gegenseitiger intrinsischer und instrumenteller Nutzen ziehen lässt.

Engagement in assoziativen Aktivitäten

Wie bereits in den Kapiteln 2.1.1 und 2.2 dargelegt, ist das tatsächliche Engagement der Menschen in formellen Vereinigungen oder informellen Netzwerken, also ihr bürgerschaftliches, bzw. freiwilliges Engagement, die wichtigste Voraussetzung von Sozialkapital (OFFE und FUCHS 2001: 419).³⁶ Deshalb wird dieser Indikator etwas ausführlicher behandelt.

Um eine klare Definition von Engagement als Indikator für Sozialkapital zu erhalten, unterscheiden die Autoren primäre³⁷, sekundäre und tertiäre³⁸ Organisationsrahmen (vgl. Graphik 3). Diese ergeben sich aus der Kombination zweier Dimensionen: Die Ziele dieser Organisationen sind entweder (relativ)

³⁶ „Schliesslich besteht die wichtigste Komponente von Sozialkapital im Niveau des tatsächlichen Engagements der Bürger einer Gesellschaft in informellen Netzwerken oder formellen Vereinigungen“ (OFFE und FUCHS 2001: 419).

³⁷ Unter den primären Organisationsrahmen fallen Ehe, Familie, Religion, Ethnizität oder Verwandtschaft. Es handelt sich also um Mitgliedschaften, die in den meisten Fällen nicht freiwillig, sondern durch Blutsbande oder Tradition zustande gekommen sind. Individuelle Ein- und Austritte sind fast unmöglich. Die Verpflichtungen der Mitglieder untereinander sind entsprechend durch Liebe, Sympathie und Treue gekennzeichnet. Nicht zu vergleichen mit dem durch Standards des Verhaltens charakterisierten Umgang mit Fremden. Diese Vereinigungsform hat verschiedene funktionale Zwecke und es gibt kein von ihnen selbst bestimmtes Ziel welches sie verfolgen (OFFE und FUCHS 2001: 420f.).

³⁸ Der tertiäre Organisationsrahmen umfasst Firmen, politische Parteien und Interessensverbände. Ihre Ziele sind festgelegt, eine Mitgliedschaft aber variabel. Auch diese Organisationsform basiert nicht auf bürgergesellschaftlichen Prinzipien, dies aus verschiedenen Gründen: Die Mitgliedschaft unterliegt der Bedingung, dass jedes Mitglied gewillt und geeignet ist, einen Beitrag zur Erreichung der Ziele zu leisten; es wird nicht mündlich debattiert sondern schriftlich informiert; produktive Leistung wird mit Geld entlohnt. Aus dieser strategischen und hierarchischen Organisationsform können sich auch Formen des sekundären Typus ergeben. Etwa ein Fußballklub, gegründet durch die Mitarbeiter eines Unternehmens (OFFE und FUCHS 2001: 421f.).

unveränderlich oder variabel und der Mitgliedsstatus ist entweder festgeschrieben oder aber leicht erwerbbar und auch auflösbar. Da die hier behandelten Gemeinschaftsgärten der sekundären Organisationsform zugerechnet werden können, wird im Folgenden nur diese näher vorgestellt (OFFE und FUCHS 2001: 419).



Graphik 3: Organisationsformen von Vereinigungen nach OFFE und FUCHS (2001) (Quelle: Eigene Darstellung).

Sekundäre oder bürgerschaftliche Organisationsrahmen haben zwar eine weniger diffuse Zweckbestimmung als die primären Organisationsformen, jedoch auch nicht so festgelegte wie die tertiären Vereinigungen. Sie streben nicht nach Gewinn oder der Übernahme politischer Machtpositionen, wie dies bei tertiären Organisationsformen der Fall ist. Sekundäre Vereinigungen besetzen thematische Felder wie Sport, Musik oder Bildung und setzen sich keine Ziele, die durch direkte strategische Aktionen zu erreichen wären (OFFE und FUCHS 2001: 423). Die Ziele, Pläne und Projekte der Vereinigung werden durch deren Mitglieder festgelegt. Dabei herrschen keine oder nur flache hierarchische Strukturen, so dass sich jedes Mitglied relativ leicht einbringen kann. Die Aktivitäten können je nach dem nur für Mitglieder oder aber auch für eine breite Öffentlichkeit (z.B. Konzerte etc.) zugänglich sein (ebd. 424).

In der Aufnahme von Mitgliedern sind diese Vereinigungen offener als primäre und tertiäre. Alle in Bezug auf abstrakte Kriterien (wie z.B. Beherrschung eines Musikinstruments für den Musikverein oder Personen der entsprechenden Kategorien für Frauen- oder Migrantengruppen) qualifizierten Personen können den Vereinigungen beitreten (OFFE und FUCHS 2001: 424).

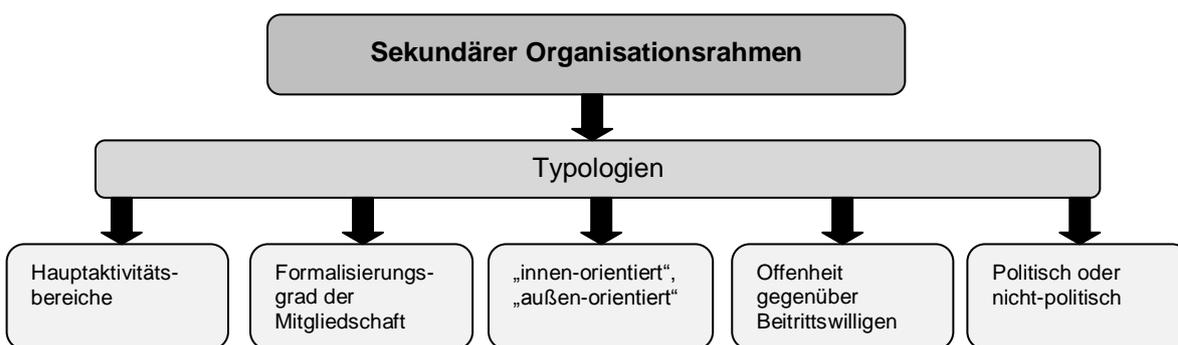
Die Interaktion zwischen der Vereinigung und ihren Mitgliedern ist weniger formalisiert als in tertiären, aber auch weniger intensiv als innerhalb der Gruppen mit primären Organisationsrahmen. Dies hat zur Folge, dass das Niveau und die Art des Engagements der Mitglieder in den Gruppen variiert: Da diese Vereinigungen auf freiwilligem Engagement basieren, müssen sie die temporäre Nichtbeteiligung einzelner Mitglieder akzeptieren. Es werden vielfältige Formen des Engagements genutzt (Geldbeiträge, Beteiligung an Planungsdiskussionen, organisatorische Hilfe und aktive Arbeit im Rahmen der Dienstleistungen auf die sie sich spezialisiert haben) und im Gegensatz zu tertiären Organisationsformen wird auf eine horizontale, mündliche Auseinandersetzung als Kommunikationsform gesetzt (OFFE und FUCHS 2001: 425). MÜLLER (2011b: 39f.) weist darauf hin, dass gerade das Engagement der jüngeren Generation in solchen Organisationen nur sehr punktuell, dafür intensiv sei. Sie führt dies darauf zurück, dass es für die hochgradig individualisierten Menschen einfacher ist, nur sporadisch dazu zu gehören, auch weil solche Aktivitäten anstrengend und zeitraubend sind: „Eine Community auf Zeit in einem Arbeitseinsatz bietet einen schnellen Einstieg und zugleich auch immer die Exit-Option“ (MÜLLER 2011b: 40).

Diesen sekundären Vereinigungen fehlen also zum einen die Sicherheit autoritär von oben festgelegter Ziele, wie dies bei tertiären Vereinigungen der Fall ist. Zum anderen aber auch die Gewissheit einer vorgegebenen Mitgliedschaft, wie dies bspw. eine Familie (primäre Organisationsform) bietet. Damit müssen sich die Mitglieder solcher Organisationen abfinden und einen Umgang mit diesen Bedingungen lernen. Darin sehen die Autoren den spezifischen Beitrag bürgerschaftlicher Vereinigungen zum Sozialkapital: Im Training der Fähigkeiten und sozialen Kompetenzen die für den Umgang mit den spezifischen Merkmalen sekundärer Vereinigungen nötig sind (OFFE und FUCHS 2001: 426).

„Bürgergesellschaftliche Vereinigungen stellen eine Kombination von relativ diffusen, eher zufälligen operativen Programmen dar, die im Rahmen des Betätigungsfeldes der Vereinigungen ständig neu definiert werden, und einer ähnlich zufälligen Mitgliedschaft, die es jedoch „Fremden“ ermöglicht (mit oder ohne kategorische Beitrittsrestriktionen), auf vielerlei Weisen für die gemeinsamen Werte und Interessen mit der Vereinigung zusammenzuarbeiten“ (OFFE und FUCHS 2001: 425f.).

Die Erläuterung der verschiedenen Organisationsformen von Vereinigungen, in denen man sich als Privatperson betätigen kann, hat deutlich gemacht, dass die Gemeinschaftsgärten mit ihren flachen Hierarchien, dem offenen Zugang für unterschiedlichste Personen, der diskursiven mündlichen Verhandlung von Differenzen und Zielen und ihrer gemeinnützigen Orientierung den sekundären Organisationsformen zugerechnet werden können. Auch die verschiedenen möglichen Formen der Beteiligung in den Gärten sprechen für diese Organisationsform, ebenso das unterschiedlich intensive Engagement der Gärtnerinnen und Gärtner.

Diese sekundären Vereinigungen lassen sich gemäß OFFE und FUCHS (2001: 428f.) durch die Zuordnung zu fünf Typologien noch genauer beschreiben (vgl. Graphik 4). Diese Zuordnung soll es später ermöglichen, den Beitrag der Gärten zur (Re)Produktion von Sozialkapital zu ermitteln.



Graphik 4: Die fünf Typologien sekundärer Organisationsrahmen zur Bestimmung des Beitrags zur (Re)Produktion von Sozialkapital nach OFFE und FUCHS (2001: 428f.) (Quelle: Eigene Darstellung).

Hauptaktivitätsbereiche: Z.B. religiöse, künstlerische, wohltätige etc. Anliegen.

Die Autoren vermuten, dass der Beitrag zur (Re-)Produktion von Sozialkapital nicht wesentlich mit dem Hauptaktivitätsbereich differiert (OFFE und FUCHS 2001: 428).

Eine zentrale Aktivität in urbanen Gemeinschaftsgärten ist die Gartenarbeit. Diese beschränkt sich jedoch nicht nur auf das Ziel der Bereicherung des individuellen Speiseplans. Die gemeinschaftliche Arbeit in diesem spezifischen Umfeld unterstützt die Bildung und Pflege vielfältiger sozialer Kontakte. Weitere wichtige Aktivitätsbereiche sind das politische Engagement für ökologische oder gesellschaftliche Themen sowie Bildung. Insgesamt sind viele der Aktivitäten in Gemeinschaftsgärten gemeinwohlorientiert.

Formalisierungsgrad der Mitgliedschaft: Die Mitgliedschaft in Vereinigungen mit sekundärem Organisationsrahmen kann in unterschiedlichem Masse formalisiert sein. In Netzwerken ist sie sehr gering formalisiert, andere Vereinigungen haben ausdifferenzierte Beitrittsverfahren.

Gemäß den beiden Autoren differiert der Beitrag zur (Re-)Produktion von Sozialkapital nicht wesentlich mit dem Formalisierungsgrad der Mitgliedschaft (OFFE und FUCHS 2001: 428).

Die Mitgliedschaft in einer solchen Gartengemeinschaft ist oft nur gering formalisiert.

„Innenorientiert“ oder **„außenorientiert“:** Innenorientierte Vereinigungen erzeugen Güter die ausschließlich für ihre Mitglieder bestimmt sind. Außenorientierte Organisationen wenden sich auch an Gruppen außerhalb.

OFFE und FUCHS (2001: 428) vermuten, dass eine Vereinigung umso mehr zur (Re-)Produktion von Sozialkapital beiträgt, je stärker außen- und öffentlichkeitsorientiert sie ist.

Die erzeugten Güter wie Gemüse oder Kräuter und Blumen sind meistens für die Mitglieder bestimmt, allenfalls werden bei einer guten Ernte Überschüsse verschenkt oder verkauft. Andererseits werden auch viele nicht-materielle, externe Güter – bewusst oder unbewusst – produziert, die der Allgemeinheit zur Verfügung stehen.

Offenheit gegenüber Beitrittswilligen: In offenen Typen ist jeder Beitrittswillige willkommen. Davon werden jene Typen von Vereinigungen unterschieden, die den Beitritt von bestimmten erworbenen (z.B. beruflichen) oder angeborenen (Geschlecht, Alter etc.) Eigenschaften abhängig machen.

Die Autoren vermuten, dass Erstere mehr zur (Re-)Produktion von Sozialkapital beitragen (OFFE und FUCHS 2001: 428f.).

Grundsätzlich sind die Gärten für alle Interessenten offen, wodurch auch ein einfacher Beitritt garantiert ist. Eine Einschränkung bildet z.B. der begrenzte Platz im Garten. Aber auch der Verstoß gegen garteninterne Regeln oder zwischenmenschliche Probleme, welche zum Ausschluss eines Mitglieds führen können.

Politisch oder nicht-politisch: Politische Vereinigungen wenden sich an Eliten oder Nicht-Eliten mit dem Ziel, Einfluss auf die Gesetzgebung und die Verwaltung auszuüben. Nicht-politische Vereinigungen verfolgen keine solchen Ziele.

Auch hier vermuten die beiden Autoren, dass Erstere mehr zur (Re-)Produktion von Sozialkapital beitragen, da sie anscheinend stärker kollektiv orientiert sind (OFFE und FUCHS 2001: 429).

Einige, jedoch nicht alle Gartengemeinschaften haben klare politische Ziele, wie zum Beispiel die Forderung nach Ernährungssouveränität im Sinne einer lokalen und klimaneutralen Nahrungsmittelproduktion, wie sie auch La Via Campesina³⁹ propagiert (MÜLLER 2011b: 27), aber auch die aktive Umweltbildung, die

³⁹ La Via Campesina ist eine internationale Vereinigung von Landlosenorganisationen und Kleinbauern. Anstelle der flächen- und kapitalintensiven industriellen Landwirtschaft fordern sie weitreichende Landreformen um die Ernährungssouveränität zu gewährleisten (LA VIA CAMPESINA 2011), http://viacampesina.org/en/index.php?option=com_content&view=category&layout=blog&id=27&Itemid=44, 15.06.2011.

Forderung nach öffentlich zugänglichen Grünflächen oder die aktive Mitgestaltung der Stadtlandschaft durch die Gärten haben durchaus politische Aspekte. MÜLLER (2011b: 29) sieht in den urbanen Gärten allgemein Orte einer neuen Politik.

Wie und inwiefern urbane Gemeinschaftsgärten zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken beitragen, dürfte von ihrer Verortung innerhalb dieser Typologien abhängen. Die konkrete Verortung der Fallbeispiele wird in Kapitel 5 folgen.

Die vielfältigen internen wie auch externen Wirkungen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken für die Gärtenrinnen und Gärtner sowie Außenstehende sollen aus der jeweils spezifischen Art des vorliegenden Sozialkapitals hergeleitet werden. Für die Beurteilung der Art des Sozialkapitals schlagen PUTNAM und GOSS (2001: 25) eine Einordnung in vier Unterscheidungen vor, in die sich die jeweils spezifische Form des Sozialkapitals wie auf einer Skala einordnen lässt. Eine definitive Einordnung aufgrund der Feldforschung wird im Ergebnisteil folgen. Trotzdem können hier im Vorfeld einige Gedanken festgehalten werden:

Formelles oder informelles Sozialkapital

Netzwerke, in denen gegenseitige Beziehungen und entsprechend sowohl öffentlicher als auch privater Nutzen entstehen, können sowohl formell als auch informell sein. Entsprechend ist auch das jeweilige Sozialkapital formeller oder informeller Natur. Mit formell organisiertem Sozialkapital sind bspw. Vereine gemeint. Ein Abendessen mit der Verwandtschaft oder ein wöchentliches Treffen einer Personengruppe in einer Kneipe wird von den Autoren als Beispiel für informell organisiertes Sozialkapital benannt. Je nach Situation kann die eine oder andere Form für das Individuum oder eine Gruppe hilfreicher sein (PUTNAM und GOSS 2001: 25f.).

Obwohl Gemeinschaftsgärten meist sehr informell organisiert wirken, liegen ihnen doch oft formelle Vereinsstrukturen zugrunde die dem Garten einen legalen Status verleihen. Die Bedeutung dieser Struktur für die Beteiligten ist jedoch sehr unterschiedlich.

Hohe Dichte oder geringe Dichte von Sozialkapital

Manche Formen von Sozialkapital sind in dichten, vielschichtigen und engmaschigen Netzwerken organisiert. So etwa in der Familie oder in einer Gruppe von Arbeitern, die auch außerhalb der Arbeit viel Freizeit miteinander verbringen. Daneben gibt es aber auch die dünnen, fast unsichtbaren sozialen Netzwerke.⁴⁰ Ihnen werden bspw. die Grußbekanntschaften zugeordnet. Je nach Situation kann wiederum die eine oder andere Form von Sozialkapital für die Befriedigung der spezifischen Interessen hilfreicher sein (PUTNAM und GOSS 2001: 26f.).

Die sozialen Netzwerke, die aus den Beziehungen in der Gartengemeinschaft resultieren, sind wahrscheinlich relativ dicht, gefördert durch die regelmäßige Arbeit im Garten. Zudem scheinen viele Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtner Wert darauf zu legen, auch mal zusammen ein Fest zu feiern oder ähnliches. Diese relative Dichte schließt jedoch gleichzeitig schwache Beziehungen nicht aus. Nebst schwachen Beziehungen innerhalb der Gartengruppe könnten auch Besucherinnen und Besucher zu diesen schwachen Beziehungen gezählt werden. Zudem unterliegt die Dichte der Netzwerke vermutlich saisonalen Schwankungen.

Innenorientiertes oder außenorientiertes Sozialkapital

Es gibt Formen von sehr nach innen orientiertem Sozialkapital, welches vor allem darauf ausgerichtet ist, die materiellen, politischen oder sozialen Interessen der Mitglieder einer spezifischen Gruppe zu verfolgen. Diese Gruppierungen organisieren sich meist auf der Basis von Klassenzugehörigkeiten, Geschlecht oder ethnischen Beziehungen. Als Beispiele werden Herrenclubs oder Handelskammern genannt. Andere Formen von Sozialkapital wiederum sind mehr nach außen orientiert und befassen sich mit öffentlichen Gütern. Hierzu können bspw. Jugendclubs gezählt werden. Auch hier lässt sich nicht sagen, welche Form besser bzw. der anderen überlegen ist (PUTNAM und GOSS 2001: 27f.).

Grundsätzlich verfolgen die Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtner vermutlich eher ihre spezifischen Interessen, die jedoch oft auch gemeinwohlorientiert sind. Seien das nun die Selbstversorgung mit Gemüse oder aber eher politisch

⁴⁰ Vgl. hierzu den Aufsatz von Mark GRANOVETTER (1973) bezüglich starker und schwacher Beziehungen: „The Strength of Weak Ties“.

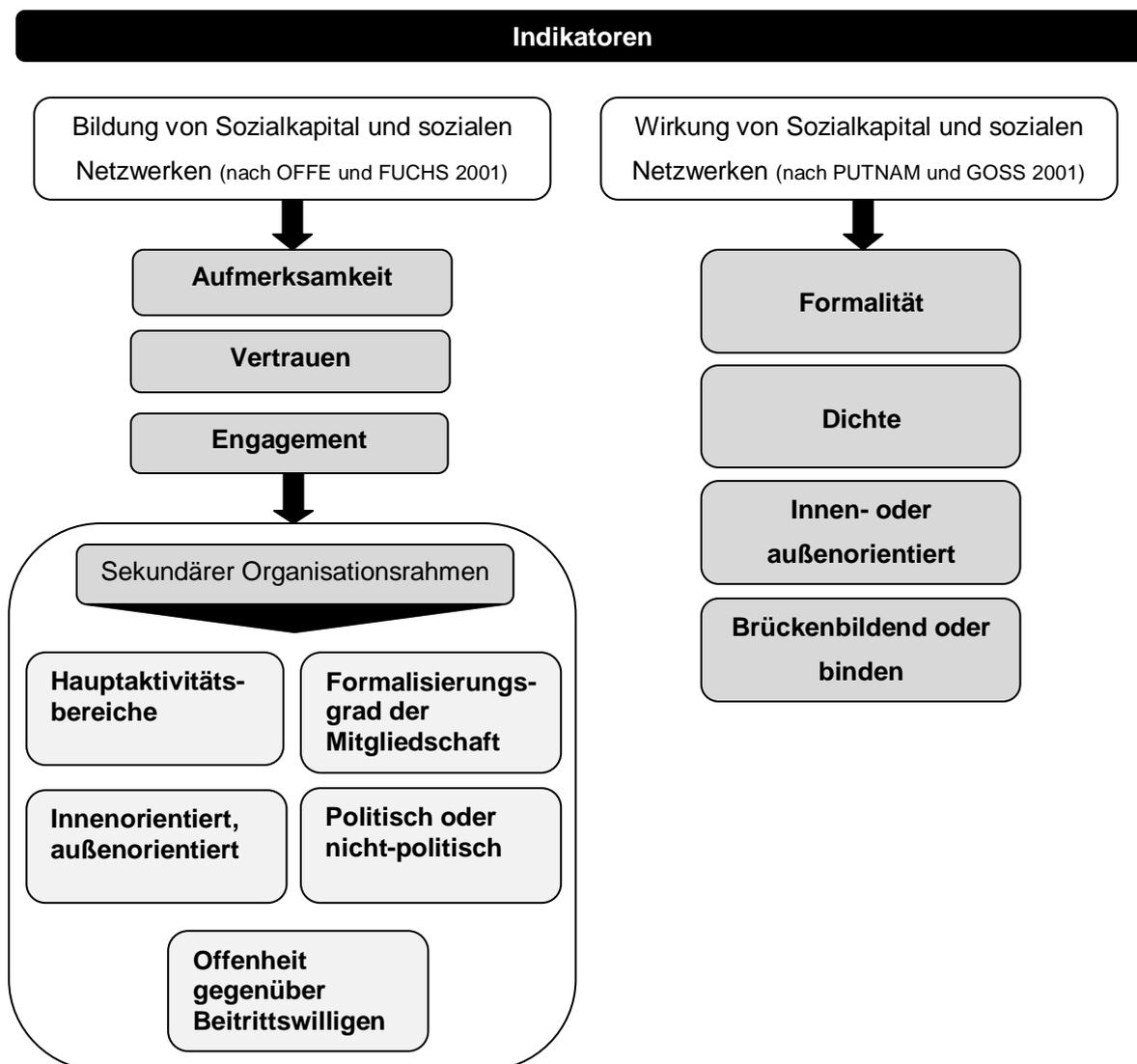
motivierte Ziele wie die Erhaltung alter Pflanzensorten oder Nahrungssouveränität. Nebst dem externen Nutzen, der sich dadurch oft ergibt – in Form von ästhetischeren Stadtteilen oder der Steigerung der Biodiversität – organisieren viele Gärten auch öffentliche Veranstaltungen aller Art. Zudem kann politisches Engagement durchaus auch als Außenorientierung betrachtet werden.

Brückenbildendes oder bindendes Sozialkapital

Soziale Netzwerke die unterschiedliche Menschen zusammenbringen gründen auf brückenbildendem Sozialkapital. Bindendes Sozialkapital dagegen bringt Menschen mit in einigen Punkten ähnlichen Voraussetzungen zusammen (Geschlecht, soziale Klasse, Alter oder Ethnizität). Gemäß PUTNAM und GOSS (2001: 28f.) sind die meisten Gruppierungen in der Praxis zugleich brückenbildend und bindend. Als Beispiel wird der Sportverein angeführt, in dem zwar Menschen unterschiedlicher Ethnien, jedoch meist des gleichen Geschlechts zusammenkommen.

Da sich in den meisten Gemeinschaftsgärten Menschen aus den unterschiedlichsten Kulturen und mit den verschiedensten Biographien treffen, entsteht hier wahrscheinlich viel brückenbildendes Sozialkapital.

Die für die Arbeit relevanten Indikatoren sind in Graphik 5 noch einmal zusammengefasst dargestellt:



Graphik 5: Visualisierung der für die Arbeit relevanten Indikatoren (Quelle: Eigene Darstellung).

Wie bereits in Kapitel 3.1 angesprochen, soll die Frage nach den Unterstützungsmöglichkeiten für die Gärten mithilfe der Antworten aus den Expertengesprächen beantwortet werden. Dazu werden einerseits die Probleme der Gärten erfragt und andererseits auch konkrete Wünsche für eine Unterstützung von außen ermittelt.

Nach der Präzisierung der Forschungsfragen und der Operationalisierung der theoretischen Begriffe für die empirische Forschung, werden nun im folgenden Kapitel 4 die verwendeten Methoden vorgestellt, mithilfe derer die Forschungsfragen beantwortet werden sollen.

4. Vorgehen und verwendete Methoden

Dieses Kapitel widmet sich der Frage nach den geeigneten Methoden für die Beantwortung der eingangs gestellten Forschungsfragen. Einführend werden der Forschungsprozess und dessen Charakteristika vorgestellt. Im Anschluss folgen Ausführungen zu den in der empirischen Forschung verwendeten Methoden und deren Beitrag zur Beantwortung der Forschungsfrage. Dabei wird auch auf Schwierigkeiten, die sich während der Forschung im Feld gestellt haben, hingewiesen. Mit den Darlegungen zu den verwendeten Methoden wird der erste, kontextuelle Teil der vorliegenden Arbeit abgeschlossen.

4.1 Der qualitative Forschungsprozess

Die vorliegende Forschungsarbeit gründet auf den Ergebnissen qualitativer, empirischer Forschung durch Experten-Interviews, informelle Gespräche und nicht-teilnehmenden Beobachtungen. Die Entscheidung für ein qualitatives Forschungsdesign ist in der Forschungsfrage begründet. Für den weitgehend explorativen und gegenstandsbegründeten Charakter der Forschung und für die Untersuchung natürlicher Gruppen eignen sich flexible, qualitative Methoden besonders gut.

4.1.1 Zentrale Charakteristika qualitativer Forschung

Ein zentraler Grundsatz im qualitativen Forschungsprozess ist die Gegenstandsangemessenheit von Methode und Theorie: Der untersuchte Gegenstand ist der Bezugspunkt für die Wahl der Methoden. Untersucht werden die Gegenstände dabei in ihrer ganzen Komplexität im alltäglichen Kontext. Daraus lässt sich schließen, dass das Untersuchungsfeld nicht eine künstliche Laborsituation, sondern das Handeln der Subjekte im Alltag ist. Um dieser Komplexität gerecht zu werden, müssen sich die Methoden durch eine gewisse Offenheit auszeichnen, die eine Anpassung an den Untersuchungsgegenstand

erlaubt. Ziel ist das Entdecken von Neuem und eine daraus folgende Theorieentwicklung (FLICK 2007: 27).

Qualitative Forschung verdeutlicht die unterschiedlichen Perspektiven auf den Untersuchungsgegenstand sowie die subjektiven und sozialen Bedeutungen, die damit verknüpft sind. Interaktionen und Umgangsweisen, Wissen und Handeln der Beteiligten werden analysiert. Ein weiteres Charakteristikum ist die Reflexivität des Forschers und der Forschung. Die Interaktion des Forschers mit dem zu untersuchenden Feld und seinen Beteiligten wird durch die Reflexion des Forschers zum Bestandteil der Erkenntnis und der Interpretation. Schlussendlich zeichnet sich qualitative Forschung auch durch ein breites Spektrum an Methoden und Ansätzen aus (ebd. 29).

Mit Hilfe der Triangulation kann die oben angesprochene Gegenstandsangemessenheit praktisch umgesetzt werden. Unter diesem Begriff wird die Kombination von verschiedenen Methoden, Forschern, Untersuchungsgruppen, theoretischen Perspektiven und lokalen oder zeitlichen Settings verstanden (FLICK 2007: 519). Der Untersuchungsgegenstand soll also für die Beantwortung der Forschungsfrage aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet werden, um durch die sich ergänzenden Methoden, Theorien, Settings etc. einen Erkenntniszuwachs zu erhalten sowie um die Ergebnisse zu validieren (ebd. 44). Grundsätzlich wird unterschieden zwischen der Daten-Triangulation, der Forscher-Triangulation, der Theorien-Triangulation und der methodologischen Triangulation (ebd. 519). Im vorliegenden Fall dienen die Interviews und Befragungen der verschiedenen Akteure, die Informationen aus Literatur und Internet sowie meine eigenen Beobachtungen der Datentriangulation. Die Durchführung der verschiedenen Interviews und Befragungen sowie die teilnehmenden Beobachtungen können der methodologischen Triangulation zugerechnet werden.

4.1.2 Der zirkuläre Forschungsprozess

Entsprechend dem qualitativen Forschungsparadigma verläuft der Forschungsprozess nicht linear, sondern zirkulär: Die Analyse von einzelnen Fällen bestimmt das weitere Vorgehen und die Auswahl der folgenden Fälle.

Diese Auswahl erfolgt nach dem Kriterium der Relevanz für das Thema und nicht unter dem Gesichtspunkt der Repräsentativität.⁴¹ Erhebung und Auswertung überschneiden sich also zeitlich (FLICK 2007: 124). FLICK (ebd. 126) sieht in der Zirkularität den größten Vorteil gegenüber anderen Forschungsmodellen. So wird eine permanente Reflexion des Forschungsprozesses garantiert, wodurch auch die Gegenstandsangemessenheit der Methoden, Theorien und Kategorien laufend hinterfragt und gegebenenfalls angepasst wird.

Diese Vorgehensweise stammt aus der gegenstandsbegründeten Theoriebildung die in den 1960er Jahren von Anselm STRAUSS und Barney GLASER (1998)⁴² entwickelt wurde. Dieser Ansatz räumt den Daten und dem untersuchten Feld Priorität gegenüber theoretischer Annahmen ein. Die Theorie soll also in der Auseinandersetzung mit dem Feld „entdeckt“ werden. Das bedeutet, dass im Vorfeld der Forschung keine theoretischen Vorannahmen über den Forschungsgegenstand getroffen werden. Auch auf eine Hypothesenbildung im Vorfeld wird verzichtet, nicht jedoch auf die Formulierung einer Fragestellung. Diese soll jedoch möglichst offen gestellt und im Laufe der Forschung zunehmend präzisiert werden. Dadurch soll garantiert werden, dass der Forscher für alle Strukturen im Feld offen bleibt und so Neues entdecken kann (FLICK 2007: 124f.; ROSOL 2006: 10). Da die gegenstandsbegründete Theoriebildung bei exakter Anwendung sehr zeitintensiv ist, wird sie in vielen Fällen nur als Orientierungsrahmen bzw. Grundhaltung des Forschers umgesetzt. So auch in der vorliegenden Forschungsarbeit.

Die Vorannahmen, mit denen der Forscher in das Untersuchungsfeld einsteigt, werden als vorläufiges Verständnis über den Untersuchungsgegenstand verstanden. Im Laufe des Forschungsprozesses werden sie durch die permanente Reflexion reformuliert und präzisiert (FLICK 2007: 128).

⁴¹ Diese Auswahlstrategie orientiert sich am von Glaser und Strauss in den 1960er Jahren entwickelten Theoretischen Sampling (FLICK 2007: 158ff.; vgl. GLASER und STRAUSS 1998).

⁴² Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm Leonard (1998): Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung.

4.1.3 Der Zugang zum Feld

Der Kontakt mit dem für die Forschung relevanten Untersuchungsfeld ist in der qualitativen Forschung dichter und intensiver als in der quantitativen Forschung (FLICK 2007: 142). Es stellt sich also die Frage, wie man Zugang zum Feld und den interessierenden Personen erhält. Der relativ breite Ausdruck „Feld“ kann dabei eine Institution, eine Familie, eine Gruppe oder Subkultur u.a. sein (ebd. 143). Im vorliegenden Fall sind damit die Gemeinschaftsgärten gemeint.

Durch den engen Kontakt der Forschenden mit dem Feld werden diese selbst zum zentralen Erhebungs- und Erkenntnisinstrument. Dieser Umstand erfordert die Einnahme einer bestimmten Rolle im Feld, die schlussendlich darüber entscheidet, zu welchen Informationen man überhaupt Zugang erhält. Diese Rollenzuweisung erfolgt über einen Aushandlungsprozess zwischen den Beteiligten im Feld und den Forschenden (FLICK 2007: 143). Es ist ein komplexer Prozess der Selbstverortung und des Verortetwerdens im Feld (ebd. 152).

FLICK (2007: 149f.) schlägt vier verschiedene Rollen im Feld vor: Der *Fremde* hält an einer Außenperspektive fest um Erkenntnisse über den Untersuchungsgegenstand zu gewinnen. Ihm bleiben dadurch jedoch bestimmte Einblicke im Feld verwehrt. Dieser Fremdenstatus wird zum einen differenziert in die Rolle des *Besuchers*, der nur kurz oder sogar einmalig in das Feld eintaucht um Interviews zu führen und Erkenntnisse durch die Hinterfragung der genannten Routinen im Feld gewinnt. Zum anderen gibt es noch den *Initianten*, dessen Erkenntnisquelle die Aufgabe der Außenperspektive im Laufe der Forschung und die detaillierte, subjektive Beschreibung dieses Prozesses ist. Der *Eingeweihte* schlussendlich nimmt schrittweise die Innenperspektive des Feldes an und versucht die Subjekte aus der Sicht der Beteiligten zu verstehen.

Durch die mehrmals durchgeführten Beobachtungen in den Gärten sowie durch die Interviews wandelte sich meine Rolle im Feld langsam von der *Besucherin* hin zur *Initiantin*, ohne diese Rolle jedoch vollständig zu übernehmen.

4.2 Verwendete Methoden

Um der Vielfalt und Komplexität der untersuchten Gemeinschaftsgärten gerecht zu werden, wurden unterschiedliche Forschungsmethoden verwendet, die hier kurz vorgestellt werden sollen.

4.2.1 Nicht-teilnehmende, verdeckte Beobachtung

Die Beobachtung natürlicher Situationen gehört ebenso wie bspw. das Führen von Interviews zum Methodenkatalog der qualitativen Forschung und wird in der humangeographischen Forschung oft angewendet. Dabei geht es nicht nur darum, visuelle Wahrnehmungen systematisch aufzuzeichnen. Ebenso werden Gefühle, Gerüche und Geräusche im Forschungsfeld dokumentiert (FLICK 2007: 282; WESSEL 1996: 137).

FLICK (2007: 282) klassifiziert das Beobachtungsverfahren in Anlehnung an FRIEDRICHS (1973: 272f.) nach fünf Dimensionen (vgl. auch WESSEL 1996: 138f.):

- Verdeckte versus offene Beobachtung
- Nicht-teilnehmende versus teilnehmende Beobachtung
- Systematische versus nicht-systematische Beobachtung
- Beobachtung in natürlichen Situationen versus Beobachtung in künstlichen Situationen
- Selbst- versus Fremdbeobachtung

Charakteristisch für die qualitative Forschung ist das Beobachten natürlicher Situationen. Das bedeutet, dass direkt im interessierenden Feld beobachtet wird (FLICK 2007: 282). Im Fall der vorliegenden Forschungsarbeit bedeutet dies eine Beobachtung in den als Fallbeispiele ausgewählten Gärten. Des Weiteren waren die durchgeführten Beobachtungen weitgehend nicht-teilnehmend und verdeckt. Allerdings kann nicht von einer konsequent nicht-teilnehmenden Beobachtung gesprochen werden, da sich manchmal Gespräche mit den Gärtnerinnen und Gärtnern oder einzelnen Besucherinnen und Besuchern ergaben. Ebenso verhält es sich mit dem Grad der Verdecktheit der Beobachtung. Das Vorhaben wurde mit den jeweiligen Verantwortlichen in den Gärten abgesprochen. Die Beobachtung

verlief des Weiteren vornehmlich nicht-systematisch und offen für die sich abspielenden Abläufe. Mit dieser Strategie sollte verhindert werden, aufgrund eines Beobachtungsschemas nicht mehr offen für nicht vorhergesehene Situationen zu sein. Gerade weil es um die Dokumentation der Abläufe und Interaktionen in den Gärten ging, schien dieses Vorgehen in Bezug auf die Forschungsfrage sinnvoller. Teil der Beobachtung war auch die reflektierende Selbstbeobachtung, die später die Interpretation des Beobachteten fundieren sollte.

Wichtig bei der Durchführung einer solchen Beobachtung ist es, im Vorfeld die eigene Rolle im zu beobachtenden Feld zu bestimmen. Im vorliegenden Fall trifft die Bezeichnung des „Beobachter-als-Teilnehmer“ (FLICK 2007: 283) am besten zu. Ziel war in erster Linie, das Geschehen zu beobachten, ohne dieses durch mein Eingreifen zu unterbrechen. Nur ab und zu kam es, wie oben beschrieben, zu kurzen Interaktionen mit den Akteuren in den Gärten.

Bei der Planung der Beobachtung galt es zuerst, den Beobachtungszeitraum festzulegen. Um ein möglichst breites Spektrum an Abläufen und in den Gärten stattfindenden Interaktionen festzuhalten, wurde die Beobachtung in Einheiten von jeweils zwei Stunden sowohl an Wochenenden als auch an Wochentagen, zu unterschiedlichen Tageszeiten und bei unterschiedlicher Witterung durchgeführt. Insgesamt wurde jeder der drei Gärten mindestens fünfmal Zwecks Beobachtung besucht (vgl. Tabelle 1).

Datum	Zeit	Ort	Witterung
Montag, 11.07.2011	17.00-18.00	Ton, Steine, Gärten (Test)	Warmer Sommerabend
Dienstag, 26.07.2011	11.00-13.00	Prinzessinnengarten	Trocken und warm, leicht bewölkt
Dienstag, 26.07.2011	18.00-20.15	Allmende-Kontor	Leicht bewölkt, trocken und warm
Sonntag, 31.07.2011	15.30-17.30	Prinzessinnengarten	Dauerregen
Dienstag, 02.08.2011	11.00-13.00	Ton, Steine, Gärten	Warm, trocken, sonnig, leichter Wind
Dienstag, 02.08.2011	13.15-15.15	Allmende-Kontor	Sehr warm und sonnig, wolkenlos
Mittwoch, 03.08.2011	14.00-15.00	Allmende-Kontor	Warm, leicht bewölkt

Sonntag, 14.08.2011	13.00-15.00	Ton, Steine Gärten	Leicht bewölkt, trocken und warm
Sonntag, 14.08.2011	15.15-17.15	Prinzessinnengarten	Sonnig und warm, später bewölkt
Donnerstag, 18.08.2011	15.00-17.00	Prinzessinnengarten	Sonnig und heiss
Donnerstag, 18.08.2011	17.15-19.15	Allmende-Kontor	Sonnig und warm
Sonntag, 28.08.2011	13.00-15.00	Allmende-Kontor	Wechselnd bewölkt, windig
Samstag, 03.09.2011	18.15-20.30	Prinzessinnengarten	Warmer Spätsommerabend
Freitag, 09.09.2011	15.00-17.00	Ton, Steine, Gärten	Kühl, grau und feucht
Sonntag, 11.09.2011	15.00-17.00	Ton, Steine, Gärten	Sonnig und warm
Samstag, 17.09.2011	14.30-16.30	Allmende-Kontor	Leicht bewölkt mit Wind, warm

Tabelle 1: Durchgeführte Beobachtungen (Quelle: Eigene Darstellung).

Des Weiteren wurde bereits im Vorfeld festgelegt, was unbedingt festgehalten werden sollte:

- Allgemeines Verhalten sowohl der Besucher und Besucherinnen als auch der Gärtnerinnen und Gärtner
- Beschreibung der Gärtnerinnen und Gärtner sowie der Besucherinnen und Besucher
- Tätigkeiten der Gärtnerinnen und Gärtner
- Tätigkeiten der Besucher und Besucherinnen
- Interaktionen zwischen den Gärtnern und Gärtnerinnen.
- Interaktionen zwischen den Besuchern und Besucherinnen
- Interaktionen zwischen Gärtnern bzw. Gärtnerinnen und den Besuchern
- Spezielle Vorkommnisse
- Neugierige, die nur am Garteneingang stehen bleiben und in den Garten schauen

Zu Beginn der Beobachtung wurde jeweils eine beschreibende, allgemeine Darstellung des Feldes durchgeführt um die aktuellen Rahmenbedingungen festzuhalten. Im Anschluss wurde die Beobachtung zunehmend auf die für die Forschungsfrage relevanten Aspekte konzentriert, ohne jedoch nicht mehr offen zu sein für Unerwartetes (FLICK 2007: 283f.).

Das Beobachtete wurde laufend in Form von Feldnotizen (FLICK 2007: 375ff.) in einem spezifisch für jedes Untersuchungsfeld bzw. jeden Garten angelegten Heft schriftlich festgehalten. Diese Aufzeichnungen wurden jeweils im Anschluss an die Beobachtung digitalisiert.⁴³ Für die anschließende Interpretation der Daten war es zudem wichtig, zwischen Beobachtetem, Zitaten, der freien Wiedergabe von verbalen Äußerungen sowie Eindrücken, Interpretationen und Schlussfolgerungen klar zu unterscheiden.

FLICK (2007: 285f.) weist auch darauf hin, dass bei der Interpretation der Daten dem Umstand Rechnung getragen werden muss, dass durch die Außenperspektive eine Perspektivenverengung stattgefunden hat. Deshalb wird empfohlen, diese Methode mit anderen qualitativen Forschungsmethoden wie etwa Interviews zu triangulieren, um die Aussagekraft der Daten zu erhöhen. Durch die unterschiedlichen Methoden die im vorliegenden Fall zur Anwendung kamen, wurde auf diese Einschränkung reagiert. Ebenfalls wichtig in diesem Zusammenhang sind die Selbstbeobachtung und Reflexion.

4.2.2 Leitfaden-Interviews

Allgemein wird davon ausgegangen, dass in der relativ offenen Gestaltung des Leitfaden-Interviews subjektive Ansichten der Befragten eher zum Ausdruck kommen als in standardisierten Interviews oder Fragebögen (FLICK 2007: 194). Denn je weniger standardisiert ein Interview ist, umso mehr nähert es sich einer alltäglichen Gesprächssituation. Bei Leitfaden-Interviews sind zwar die Themenschwerpunkte vorgegeben, die Anordnung der Themenbereiche, die Reihenfolge der Fragen und auch die Fragenformulierung bleiben jedoch dem Interviewer überlassen (WESSEL 1996: 132).

Die spontanen Entscheidungen, die während diesen teilstandardisierten Interviews durch den Interviewer getroffen werden müssen, erfordern von ihm eine große Sensibilität für den Interviewverlauf und den Interviewpartner. Zudem muss der Interviewer ständig den Überblick über das bereits Gesagte und dessen Relevanz für die Fragestellung behalten (FLICK 2007: 223).

⁴³ Vgl. die Beobachtungsprotokolle in Anhang 1.

WESSEL (1996: 136) weist auf weitere Probleme der Leitfaden-Interviews hin, insbesondere im Vergleich mit standardisierten Befragungen: Neben dem erhöhten Kosten-, Zeit- und Organisationsaufwand wird auch der stärkere Einfluss des Interviewers auf den Befragten angeführt, der aufgrund des relativ offen formulierten Leitfadens und den daraus folgenden spontanen Reaktionen des Interviewers zustande kommt. Zudem weist sie darauf hin, dass in solchen Verfahren die Datenqualität aus demselben Grund stärker von den Kompetenzen des Interviewers und dem Ausdrucksvermögen der Befragten abhängt. Schliesslich wird auch die hohe Anforderung an die Bereitschaft der Befragten zur Mitarbeit aufgezeigt, da solche Befragungen oft zeitraubend sind und freie Formulierungen der Antworten erfordern.

Es lassen sich mehrere Typen von Leitfaden-Interviews unterscheiden. Für die vorliegende Arbeit wurde das Experten-Interview gewählt, welches im Folgenden kurz erläutert werden soll.

Das Experten-Interview

In diesem Fall interessiert die befragte Person nur als Experte, nicht als Person. Folglich wird der Experte auch als Repräsentant einer Gruppe und nicht als Einzelperson in die Untersuchung einbezogen. Was ein Experte ist, hängt vom jeweiligen Untersuchungsgegenstand ab (FLICK 2007: 214). Im Kontext der Fragestellung wurden für diese Arbeit jene Personen als Experten definiert, welche mitgeholfen haben, ein Gemeinschaftsgartenprojekt in Berlin zu initiieren und zu realisieren. Da es aus zeitlichen Gründen unmöglich war, alle Gärtnerinnen und Gärtner in den untersuchten Projekten zu befragen, wurden die Initiatoren und Initiatorinnen als Repräsentanten des jeweiligen Gartens aufgrund ihres potenziell größten Wissens über die Entstehung, aber auch aufgrund ihrer Beziehungen, Kontakte und Interaktionen im Garten interviewt. Um das Antwortspektrum etwas zu erweitern, wurden nicht nur Personen aus den für die Arbeit ausgewählten Fallbeispielen interviewt, sondern auch Initiatorinnen und Initiatoren anderer Gartenprojekte in Berlin (vgl. Tabelle 2). Ziel war es, sowohl explorative,

systematisierende als auch Theorie generierende Informationen zu erhalten (ebd. 216; WESSEL 1996: 134f.).⁴⁴

Name	Ausbildung	Funktion	Datum
Oliver Ginsberg	Dipl. Ing. Landschaftsplanung und Umweltmanagement; Fachberater für nachhaltige Investments, Freier Makler (IHK)	Mitbegründer und aktiver Gärtner im Bunte Beete e.V. ⁴⁵	02. Juli 2011 (mündlich)
Andrea Binke	Pädagogin	Mitbegründerin und aktive Gärtnerin im Ton, Steine Gärten	06. Juli 2011 (mündlich)
Malte Zacharias	Dipl. Ing. Architektur; freischaffend	Mitbegründer des Ton, Steine, Gärten und des Allmende-Kontor sowie aktiver Gärtner	14. Juli 2011 (mündlich)
Dr. Turgut Altug	Studium der Politik- und Agrarwissenschaften	Leiter des Türkisch- Deutschen Umweltzentrums und Mitbegründer des Interkulturellen Garten auf dem Kinderbauernhof im Görlizer Park	28. Juli 2011 (mündlich)
Gerda Muennich	Studium der Bankorganisation, Finanzwirtschaft und angewandte EDV	Vertreterin der Interkulturellen Gärten Berlin und Brandenburg, Mitbegründerin des Interkulturellen Gartens Wuhlegarten in Köpenick sowie des Allmende- Kontors	09. August 2011 (mündlich)
Dr. Elisabeth Meyer- Renschhausen	Studium der Sozialwissenschaften, Geographie, Politologie und Germanistik	AG ⁴⁶ Kleinstlandwirtschaft, Mitbegründerin des Allmende-Kontor und aktive Gärtnerin	11. August 2011 (mündlich)
Dr. Christophe Kotanyi	Dipl. Physik	AG Kleinstlandwirtschaft, Mitbegründer des Allmende-Kontor und aktiver Gärtner	06. September 2011 (mündlich)
Marco Clausen	Dipl. Historiker	Mitbegründer des Prinzessinnengarten	08. September 2011 (mündlich)

Tabelle 2: Liste der Interviewpartnerinnen und -partner (Quelle: Eigene Darstellung).

⁴⁴ Die Interviewleitfäden befinden sich in Anhang 2, die Transkripte der Interviews in Anhang 3 der vorliegenden Arbeit.

⁴⁵ e.V.: eingetragener Verein.

⁴⁶ AG: Arbeitsgemeinschaft.

Im Gegensatz zu anderen Formen des Leitfaden-Interviews kommt dem Leitfaden im Experten-Interview noch stärker eine Steuerungsfunktion zu. Dies aufgrund der starken Fokussierung auf bestimmte Themen und den häufig auftretenden Zeitmangel der Experten. Unergiebige Themen sollen so von Beginn weg ausgeschlossen werden (FLICK 2007: 216). Entscheidend für ein gelungenes Experten-Interview ist also, ob es gelingt, das Interview auf das interessierende Expertentum zu beschränken. Für das Scheitern eines Experten-Interviews gibt es unterschiedliche Szenarien (ebd. 217). Auch in der vorliegenden Untersuchung verlief nicht jedes Interview zufriedenstellend, als gescheitert muss jedoch keines der Gespräche bezeichnet werden. Das Problem in diesen Fällen war, dass die Interviewten eher einen Monolog hielten und es schwierig war, konkrete Fragen zu stellen. Allerdings ließen sich auch aus diesen Gesprächen in der Analyse für die Arbeit relevante Informationen ziehen.

Für die Protokollierung empfiehlt Karin WESSEL (1996: 134) eine Tonbandaufnahme, wie sie auch im vorliegenden Fall durchgeführt wurde. Diese Aufnahmen wurden im Anschluss transkribiert (FLICK 2007: 379ff.) und mit der Methode der Qualitativen Inhaltsanalyse (ebd. 409) ausgewertet. Im Vergleich zu anderen Auswertungsmethoden werden hier die Kategorien in erster Linie aus dem der Arbeit zugrunde liegenden theoretischen Modell abgeleitet. Da sich aus der Operationalisierung der Theorie zu Sozialkapital und sozialen Netzwerken bereits einige Kategorien ergeben hatten, schien diese Auswertungsmethode für die vorliegende Forschungsarbeit passend. Weitere Kategorien wurden während der Auswertung der Transkripte aus den Texten abgeleitet.

FLICK (2007: 217f.) benennt einige Probleme bei der Anwendung von Experten-Interviews. Deshalb wird diese Methode häufig, wie im vorliegenden Fall, in Ergänzung zu und in Kombination mit anderen Methoden verwendet. Als größtes Problem stellte sich im konkreten Fall die Gewinnung der Experten für ein Interview dar. Aufgrund der Aktualität des Themas und des großen öffentlichen Interesses an den Gartenprojekten waren viele der angefragten Personen bereits überlastet oder hatten schlicht keine Lust mehr, noch mehr Interviews zu geben. Dazu kam in einigen Fällen der Zeitdruck während der Interviews.

Informelle Gespräche

Während der Beobachtungen in den Gärten ergaben sich teilweise informelle Gespräche sowohl mit Gärtnerinnen und Gärtnern als auch mit Besucherinnen und Besuchern. Diese wurden zusammen mit den Beobachtungen schriftlich festgehalten. Die Gespräche wurden nicht aktiv gesucht, jedoch auch nicht abgewehrt. So ergaben sich interessante Zusatzinformationen die ebenfalls in die Interpretation und Analyse der Ergebnisse einfließen.

Im Laufe der Arbeit stellte sich heraus, dass sich solche Gespräche nicht so häufig ergeben wie ich zu Beginn angenommen hatte. Über die Gründe dafür lässt sich nur spekulieren. Möglicherweise liegt es einfach am Desinteresse an Gesprächen mit Fremden seitens der Gärtner und Gärtnerinnen.

4.2.3 Visuelle Daten – Die Fotodokumentation

Mit Hilfe von Fotos können Fakten detailliert aufgezeichnet werden und darüber Lebensstile und -bedingungen darstellen. Handlungen und Prozesse, die für das menschliche Auge zu schnell ablaufen und zu komplex sind, können mit Fotos eingefangen werden. Allgemein wird davon ausgegangen, dass Fotos weniger selektiv sind als Beobachtungen. Allerdings darf auch hier nicht vergessen werden, dass in die Erstellung von Fotos Vorannahmen einfließen, die den aufgenommenen Ausschnitt und den Zeitpunkt der Fotografie beeinflussen. So transportieren sie auch immer zu einem gewissen Teil die Zuschreibungen des Fotografen (FLICK 2007: 305ff.; DENZIN 1989: 213f.). Des Weiteren muss auch die Rolle des Fotografen im Feld reflektiert werden. Die Fotos verlieren an Aussagekraft wenn sie gestellt sind oder die fotografierten Personen zu einer Selbstdarstellung verleiten. Der größte Erkenntnisgewinn wird erreicht, wenn es dem Forscher gelingt, im Feld mit der Kamera möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erhalten (FLICK 2007: 309f.).

In der vorliegenden Arbeit wurde die Fotodokumentation nicht zu Interpretationszwecken, sondern zur Illustration verwendet, immer mit Rücksicht auf die oben formulierten Probleme der Anwendung dieser Methode. Ziel war es, die Inhalte der Daten aus den Beobachtungen, den Befragungen und Interviews auch bildhaft zu erschließen.

Nachdem in diesem Kapitel das der Arbeit zugrunde liegende Forschungsdesign, die verwendeten Methoden sowie die dabei aufgetretenen Schwierigkeiten beschrieben worden sind, wird der erste, kontextuelle Teil der Arbeit nun abgeschlossen. Im anschließenden zweiten Teil werden im Folgenden die Ergebnisse der empirischen Forschung dargestellt und analysiert, auf deren Basis im weiteren Verlauf die Forschungsfragen beantwortet werden.

TEIL II - ERGEBNISSE

5. Sozialkapital und soziale Netzwerke in Berliner Gemeinschaftsgärten

Im Folgenden werden nun einerseits die Ergebnisse der empirischen Untersuchungen für die ausgewählten Fallbeispiele sowie andererseits die Ergebnisse der unabhängig von den Fallbeispielen geführten Experten-Interviews vorgestellt.

Nach einer kurzen Vorstellung des spezifischen Gartens folgen daran anschließend die jeweiligen Ergebnisse – aufgeteilt nach Forschungsfragen und den entsprechenden Indikatoren⁴⁷ – welche schlussendlich in Kapitel 6 die Beantwortung der Forschungsfrage ermöglichen sollen. Diese Ergebnisse setzen sich sowohl aus den Informationen aus den Interviews, den informellen Gesprächen als auch den von mir beobachteten Aktivitäten zusammen.⁴⁸ In Kapitel 5.5 folgen abschließend die ergänzenden Ergebnisse aus den vier von den Fallbeispielen unabhängig geführten Experten-Interviews, welche wiederum den Forschungsfragen entsprechend aufgeteilt sind.

Zuerst wird aber noch kurz die Auswahl der Fallbeispiele erläutert und begründet.

5.1 Auswahl der Fallbeispiele

Die beiden vorrangigen Kriterien bei der Auswahl der Fallbeispiele war deren Lage in einem innerstädtischen – bzw. innerhalb des Berliner S-Bahn Rings liegenden – Problemgebiet. Da es in der vorliegenden Arbeit um die Frage geht, inwiefern in Gemeinschaftsgärten Sozialkapital und soziale Netzwerke gebildet und reproduziert werden und die Gärten somit eine problematische Nachbarschaft

⁴⁷ Vgl. Kapitel 3.2.

⁴⁸ Die Beobachtungsprotokolle zu jedem Garten befinden sich im Anhang 1. Darin enthalten sind auch die informellen Gespräche mit den Gärtnerinnen und Gärtnern sowie Besucherinnen und Besuchern, die sich während der Beobachtungen ergeben haben.

stabilisieren können, wurden explizit drei Gemeinschaftsgärten in solchen innerstädtischen Problemgebieten ausgewählt.

Welches die innerstädtischen Problemgebiete Berlins sind, darauf verweist das Monitoring Soziale Stadtentwicklung 2010 (HÄUSSERMANN et al. 2011)⁴⁹. Der Bericht „(...) liefert kleinräumige Aussagen zur Veränderung der sozialstrukturellen und sozialräumlichen Entwicklung in den Teilgebieten der Stadt Berlin“ (ebd. 1). Auf der Grundlage des Monitoring 2008 wurden fünf zusammenhängende Bereiche in der Stadt, in denen sich problematische Gebiete langjährig konzentrieren, als sog. Aktionsräume^{plus} ⁵⁰ ausgewiesen. Es sind dies Wedding/Moabit, Kreuzberg-Nordost, Spandau-Mitte, Nord-Marzahn/Nord-Hellersdorf sowie Neukölln-Nord (HÄUSSERMANN et al. 2011: 28, 48). Von diesen fünf Gebieten liegen, zumindest teilweise, Wedding/Moabit, Kreuzberg-Nordost sowie Neukölln-Nord innerhalb des S-Bahn Rings. Die ausgewählten Fallbeispiele befinden sich entsprechend in Kreuzberg-Nordost (Prinzessinnengarten und Ton, Steine, Gärten) und Neukölln-Nord (Allmende-Kontor).

Die Aktionsräume^{plus} sind in Planungsräume aufgeteilt, welche die kleinräumige Betrachtung der soziokulturellen und soziostrukturellen Veränderungen ermöglichen. Dabei wird sichtbar, dass

- der Planungsraum Moritzplatz, in welchem der Prinzessinnengarten liegt, einen sehr niedrigen Status mit Tendenz zur Statusverschlechterung aufweist (HÄUSSERMANN et al. 2011: 20, 49f.),
- der Planungsraum Lausitzer Platz, in dem der Ton, Steine, Gärten angesiedelt ist, einen niedrigen Status mit Tendenz zur Statusverschlechterung aufweist (ebd. 49f.) und
- der Planungsraum Schillerpromenade, der unmittelbar an das Tempelhofer Feld und damit an das Allmende-Kontor angrenzt, einen sehr niedrigen Status mit Tendenz zur Statusverschlechterung aufweist (ebd. 20, 49, 51)

⁴⁹http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/basisdaten_stadtentwicklung/monitoring/download/2010/monitoring_soziale_stadtentwicklung_endbericht_2010.pdf, 04.11.2011.

⁵⁰ „In den Aktionsräumen^{plus} sollen die Verfahren der „Sozialen Stadt“ und anderer Programme der Städtebauförderung (Stadtumbau, Stadterneuerung, Aktive Zentren, Städtebaulicher Denkmalschutz) stärker als bisher gebiets- und fachübergreifend vernetzt und neue Partnerschaften angeregt werden“ (HÄUSSERMANN et al. 2011: 1).

Somit werden die beiden oben genannten Kriterien erfüllt. Ein weiteres Kriterium war es, in ihrer Organisation und Ausrichtung differierende Gemeinschaftsgartenprojekte auszuwählen um allfällige Unterschiede in der Art der Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken, deren Wirkungen oder der Ansprüche an Unterstützung aufzeigen zu können.

Abbildung 1 verdeutlicht noch einmal die Lage der untersuchten Fallbeispiele in der Stadt Berlin:

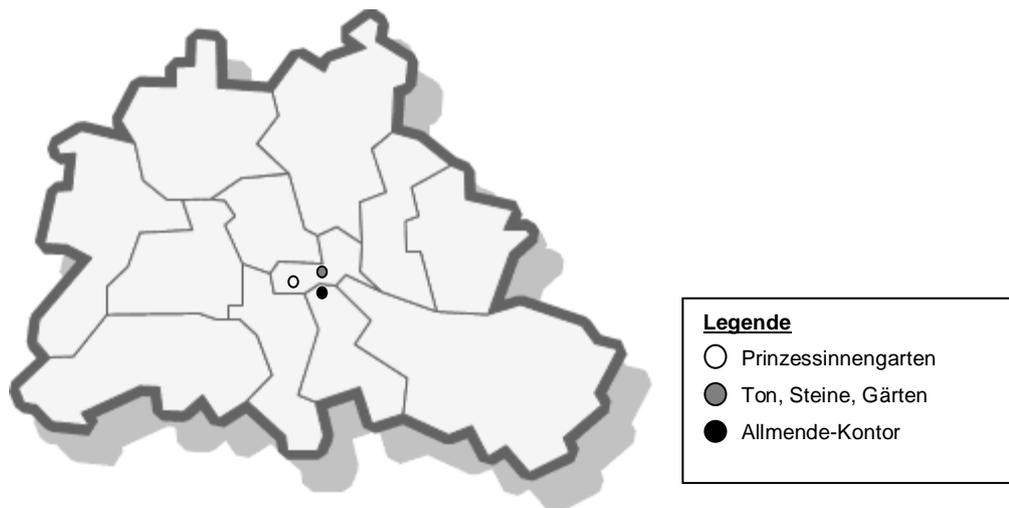


Abbildung 1: Lage der untersuchten Gemeinschaftsgärten in Berlin (Quelle:(BERLIN.DE)⁵¹; eigene Darstellung).

⁵¹ <http://www.berlin.de/rubrik/politik-und-verwaltung/bezirksaemter/>, 27.01.2012.

5.2 Ton, Steine, Gärten – Nachbarschaftsgarten am Mariannenplatz

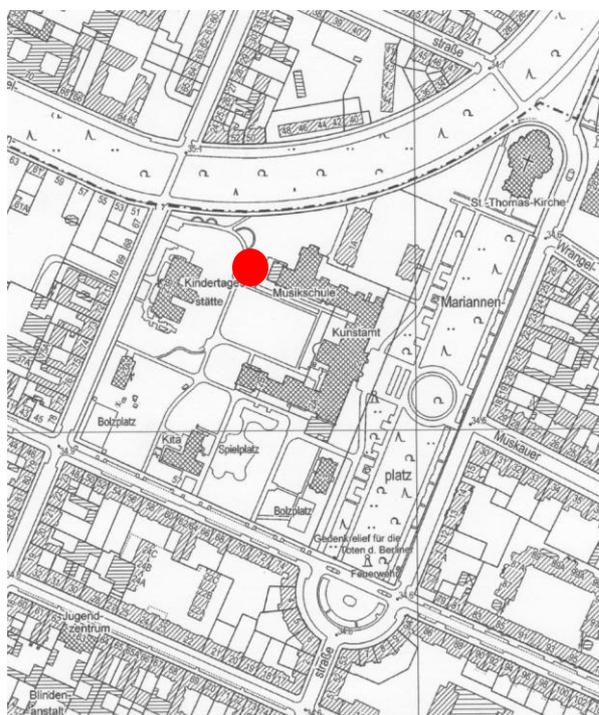


Abbildung 2: Lage des Ton, Steine, Gärten am Bethaniendamm (Quelle: Karte von Berlin 1:5000 (K5), (SEN.STADT 2011b); eigene Darstellung).

Der Nachbarschaftsgarten am Mariannenplatz in Kreuzberg befindet sich auf dem Gelände des ehemaligen Krankenhausparcs des Bethanien-Krankenhauses (vgl. Abbildung 2)⁵², der von Peter Joseph Lenné⁵³ gestaltet worden war. Der Park sollte 2006 auf Beschluss des Bezirksamtes Friedrichshain-Kreuzberg wieder angelegt werden; das Gelände war inzwischen mehr oder weniger brach gefallen. Das Projekt wurde als Bürgerbeteiligung ausgerufen, vermutlich mit der Idee, dass durch die Mithilfe der Anwohner im späteren Park Kosten für Gärtner eingespart werden könnten (Andrea Binke: S.2, Z.5-19)⁵⁴.

Gleichzeitig hatte sich bereits eine Gruppe aus Anwohnern und Bewohnern des Georg-von-Rauch Hauses zusammengefunden, die auf dem Gelände einen Nachbarschaftsgarten anlegen wollten. Diese Gruppe forderte mithilfe von Flyern die Nachbarschaft dazu auf, sich an diesem Projekt zu beteiligen (Andrea Binke: S.2, Z.20-28).

⁵² <http://fbinter.stadt-berlin.de/fb/index.jsp>, 23.11.2011.

⁵³ Peter Joseph Lenné (1789-1866) war ein bedeutender deutscher Landschaftsgestalter und Gartenkünstler, dessen Werk in Berlin und Potsdam noch heute an vielen Stellen präsent ist. Zu seinen bedeutendsten Arbeiten gehören die Umgestaltung des Schlossparks Sanssouci in Potsdam und des Tiergartens in Berlin. ((SEN.STADT 2011a), <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/aktuell/wettbewerbe/lenne/de/biographie.shtml>, 04.10.2011).

⁵⁴ Interview mit Andrea Binke am 04. Juli 2011 in Berlin.

Bei der ersten gemeinsamen Begehung des Geländes mit den Verantwortlichen des Bezirksamtes, dem Landschaftsarchitekten und den Anwohnern wurden die unterschiedlichen Ansätze und Bedürfnisse schnell deutlich (Andrea Binke: S.2, Z.33-37; S.3, Z.1-3). In der Folge wurde das Gelände im Juni 2008 von den Gartenaktivisten besetzt (ebd. S.4, Z.3, 4) (TON-STEINE-GÄRTEN 2008)⁵⁵.

Nach zähen Verhandlungen gelang schlussendlich am 1. Juli 2009 der Abschluss eines Kooperationsvertrages zwischen den Gärtnerinnen und Gärtnern – die zwischenzeitlich den Ton, Steine, Gärten e.V. gegründet hatten – und dem Bezirksamt über die Nutzung der 1'000 m² großen Fläche am Bethaniendamm (TON-STEINE-GÄRTEN 2009b)⁵⁶. Einen Monat später wurde das Gelände schliesslich offiziell der Gartengemeinschaft übergeben (TON-STEINE-GÄRTEN 2009a)⁵⁷.

Aktuell gärtnern Menschen aus ungefähr zwölf verschiedene Nationen im Nachbarschaftsgarten (Andrea Binke: S.4, Z.13, 14): „(...) eine Art Mikrokosmos Kreuzbergs“ (ebd. S.15, Z.28). Insgesamt beteiligen sich ungefähr 60 Personen an dem Garten, davon werden zehn bis 15 Personen zum harten Kern gezählt, der sich seit Beginn für den Garten engagiert (ebd. S.10, Z.25, 26; S.19, Z.12, 13, 17). Die Beete werden dabei grundsätzlich gemeinschaftlich in Gruppen bewirtschaftet. Dies entspricht der Philosophie der Gärtnerinnen und Gärtnern am Mariannenplatz: Miteinander etwas tun (ebd. S.10, Z.28, 29). Die kleinteilige Gestaltung des Gartens unterstützt das Zusammenarbeiten; man ist gezwungen, sich mit seinen Gartennachbarn zu verständigen und zu arrangieren (ebd. S.17, Z.34-37; S.18, Z.1-3). Zu dieser Philosophie gehört auch, dass der Garten uneingeschränkt öffentlich zugänglich ist; abgesehen davon dass diese öffentliche Zugänglichkeit eine Auflage des Bezirkes ist, da sich der Garten auf öffentlichem Gelände befindet. Neben dem Miteinander sind auch das Gärtnern in der Stadt an sich

⁵⁵<http://gaerten-am-mariannenplatz.blogspot.com/search?updated-min=2008-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&updated-max=2009-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&max-results=21>, 04.10.2011.

⁵⁶<http://gaerten-am-mariannenplatz.blogspot.com/search?updated-min=2009-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&updated-max=2010-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&max-results=27>, 04.10.2011.

⁵⁷<http://gaerten-am-mariannenplatz.blogspot.com/search?updated-min=2009-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&updated-max=2010-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&max-results=27>, 04.10.2011.

sowie die Selbstversorgung zentrale Anliegen der Gärtnerinnen und Gärtner im Ton, Seine, Gärten (TON-STEINE-GÄRTEN 2011)⁵⁸.



Abbildung 3: Ton, Steine, Gärten am Mariannenplatz in Kreuzberg
(Quelle: Eigenes Bild, Juli 2011).

Der Nachbarschaftsgarten am Mariannenplatz ist ein typisches Beispiel für einen aus einem lokalen Bedürfnis der Bewohner heraus gegründeten und gewachsenen Gemeinschaftsgarten, für den die Initiatoren und Initiatorinnen über Jahre gekämpft haben und in dem sich nun auch viele Anwohnerinnen und Anwohner unterschiedlichster Kulturen, Alters und sozialer Schichten engagieren.

5.2.1 Beitrag zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken

Die von OFFE und FUCHS (2001: 418f.) als grundlegend für die Bildung von Sozialkapital beschriebene *Aufmerksamkeit* jedes Einzelnen ist bei den Gärtnerinnen und Gärtnern eindeutig vorhanden. Schon alleine die Tatsache, dass die Menschen dort gärtnern spricht für ihr Interesse an der Qualität des öffentlichen Lebens in ihrer Nachbarschaft. Das gleiche lässt sich auch für die Indikatoren *Vertrauen* und *Engagement* festhalten: Das Vorhandensein dieser grundsätzlichen Einstellungen jedes Einzelnen kann durch die Tatsache, dass er oder sie sich im Garten engagiert, als gegeben angesehen werden. Wer sich nicht

⁵⁸ <http://gaerten-am-mariannenplatz.blogspot.com/>, 04.10.2011.

für die Qualität des öffentlichen Lebens interessiert, kein Vertrauen in die Menschen und die positive Zusammenarbeit mit ihnen mitbringt, der wird sich auch nicht engagieren bzw. sich nicht um ein Beet im Gemeinschaftsgarten bemühen.

Diese Indikatoren sind jedoch nicht bei allen Gärtnerinnen und Gärtnern am Mariannenplatz gleich stark ausgeprägt. Die stärkste Ausprägung findet sich bei den zehn bis 15 Menschen, die sich seit Beginn für den Gemeinschaftsgarten eingesetzt haben und die auch immer noch im Garten aktiv sind (Andrea Binke: S.6, Z.20, 21; S.19, Z.12, 13, 15, 17). Das teils mangelnde Engagement vieler Gartenmitglieder – welches für Vereinigungen dieser Art jedoch typisch ist (vgl. Kapitel 3.2) – wird von dieser Kerngruppe bemängelt (ebd. S.19, Z.6-10). Längst nicht alle beteiligen sich bspw. an den wöchentlichen Plenumsitzungen im Garten, die auch im Winter durchgeführt werden (ebd. S.6, Z.3, 4; S.16, Z.15).

Allgemein lässt sich aber festhalten, dass der Gemeinschaftsgarten am Mariannenplatz nur dank dem großen Engagement, Vertrauen und dem Interesse für das öffentliche Zusammenleben der couragierten Bewohner der Nachbarschaft zustande gekommen ist (Andrea Binke: S.13, Z.4-8).

Hauptaktivitätsbereich der Gartengemeinschaft ist das Gärtnern. Dabei geht es aber nicht nur um die Bereicherung des Speiseplans, sondern v.a. auch um das Miteinander und die Selbstversorgung in der Stadt. Es herrscht eine große Offenheit gegenüber Beitrittswilligen, grundsätzlich kann jeder mitmachen der will. Vorausgesetzt es ist ein freier Platz im Garten vorhanden. Darüber gibt die konsequent geführte Mitgliederliste Auskunft (Andrea Binke: S.6, Z.15, 16). Weiter wird die Mitgliedschaft jedoch nicht formalisiert. Die Gärtnerinnen und Gärtner stammen aus den unterschiedlichsten sozialen Schichten und spiegeln so die Bewohnerschaft im Kiez wieder.

Der Gemeinschaftsgarten befindet sich auf öffentlichem Gelände und muss deshalb immer öffentlich zugänglich sein, auch nachts. Besucherinnen und Besucher sind immer willkommen (Andrea Binke: S.11, Z.2-4, 6, 7, 10, 11):

„Das wir sagen: Kommen sie rein und nie: Was willst du denn hier?“ (Andrea Binke: S.11, Z.7).

Während meiner Beobachtungen im Garten konnte ich viele Besucherinnen und Besucher unterschiedlichster Herkunft beobachten. Sowohl – teilweise fremdsprachige – Touristen als auch Leute aus der Nachbarschaft. Manche haben sich den Garten intensiv angesehen, andere nur einen flüchtigen Blick hinein geworfen und wieder andere nutzten den Garten als Abkürzung oder Transitweg. Während einer meiner Besuche nutzte eine Künstlergruppe aus dem Rauchhaus⁵⁹ den Garten, um eine Pause zu machen. Denn: „It's so peaceful here!“ wie eine der Künstlerinnen schwärmte. Bei anderen Gelegenheiten wurden mir erntefrische Karotten oder Schokolade von Gärtnerinnen und Gärtnern angeboten. Zudem werden ab und zu öffentliche Feste organisiert (Andrea Binke: S.11, Z.21).

Es ist also eine klare Außenorientierung des Gartens zu erkennen, zu der auch die Vernetzung mit anderen lokalen und internationalen Gartenprojekten und die Kooperation mit lokalen Initiativen gezählt werden kann (Andrea Binke: S.12, Z.27-33; S.13, Z.9-12). Aber auch der gezielte Anbau alter Sorten und Kulturpflanzen wie Topinambur oder die Kartoffelsorte „Linda“ sowie das biologische Gärtnern können meiner Ansicht nach einer nach außen, auf die Gesellschaft orientierten Haltung zugerechnet werden. Selbstverständlich sind im Garten auch nach innen orientierte Aspekte zu beobachten: Gemüse, Früchte und Kräuter werden klar für den Eigenbedarf kultiviert⁶⁰ und teilweise werden auch garteninterne Feste gefeiert. So wurde bspw. einmal während einer meiner Besuche im Garten darüber diskutiert, im Dezember ein Weihnachtsfest für die Gärtnerinnen und Gärtnern mit Gans und Glühwein im Garten zu machen.

⁵⁹ Eines der ältesten Berliner Hausprojekte in Selbstverwaltung in einem Gebäude des ehemaligen Bethanien Krankenhauses, angrenzend an den Gemeinschaftsgarten Ton, Steine, Gärten (RAUCHHAUS 2011), <http://www.rauchhaus1971.de/index.php>, 12.10.2011.

⁶⁰ Einige New Yorker Community Gardens verkaufen ihre Überschüsse aus dem Garten auf lokalen Märkten oder verschenken sie an Suppenküchen (MEYER-RENSCHHAUSEN 2004: 32, 45ff., 61, 63, 82ff.).



Abbildung 4: Ausdruck der politischen Haltung der Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtner (Quelle: Eigene Bilder, Juni/August 2011).

Im Garten wird die politische Haltung der Gärtnerinnen und Gärtner für die Besucherinnen und Besucher sofort spür- und sichtbar: Schilder weisen auf die Kultivierung einer alten Kartoffelsorte hin, auf einem Transparent wird freies Saatgut gefordert. Handgemalte Schilder weisen sowohl auf Deutsch als auch auf Türkisch auf den Garten hin (vgl. Abbildung 4). Für einige Gartenmitglieder ist zudem der Aspekt der Nahrungssouveränität zentral (Andrea Binke: S.4, Z.6, 7). Des Weiteren herrscht ein ausgeprägtes Bewusstsein für das eigene Recht – gerade in Bezug auf Grün in der Stadt – und ein gewisses Verantwortungsgefühl gegenüber den Mitmenschen:

„Und dann haben wir einfach auch eine gewisse Verantwortung. Also das ist ja ganz hübsch, aber dahinter steht einfach auch das Recht darauf, in der Stadt erst mal Grün zu haben (...) also nicht alles zubetonieren zu lassen“ (ebd. S.12, Z.30-33).

Ohne dieses Bewusstsein und das Verantwortungsgefühl, v.a. der Initiatorinnen und Initiatoren, wäre der Garten wohl auch nicht zustande gekommen.

5.2.2 Art und Wirkung des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke

Die Gartengemeinschaft im Ton, Steine, Gärten ist eher informell organisiert. Wer sich für eine Mitgliedschaft interessiert kann sich via E-Mail bei der Gruppe melden oder jemanden der Gärtnerinnen und Gärtner im Garten ansprechen.

Weist die Mitgliederliste einen freien Platz auf, kann sich die Bewerberin oder der Bewerber an einem der wöchentlichen Treffen der Runde vorstellen, so wie ich das einmal miterlebt habe. Danach wird im Plenum über die Aufnahme entschieden. Das einzige formelle an der Mitgliedschaft im Garten ist also der Eintrag auf der Mitgliederliste, durch welche man automatisch Mitglied des Ton, Steine, Gärten e.V. wird. Auch die Teilnahme an den wöchentlichen Treffen ist nicht Pflicht. Diese Informalität und Offenheit macht den Einstieg für neue Gärtnerinnen und Gärtner einfach.

Die Dichte des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke variiert zwischen den einzelnen Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtnern. Für manche Leute wie z.B. Andrea Binke stand von Anfang an die Begegnung mit Menschen und das Miteinander im Mittelpunkt der Aktivitäten im Garten, weniger das Gärtnern an sich (Andrea Binke: S.4, Z.7-11):

„(...) ich komme eher aus dem Geselligkeitsaspekt heraus (...) also das Gärtnern an und für sich fand ich jetzt auch nicht so im Mittelpunkt, sondern eher als Begegnung.“

Manche kommen auch in den Garten ohne groß den Kontakt zu anderen zu suchen. Durch gemeinsame Feste wie das Sommerfest werden Beziehungen und Kontakte gepflegt und vertieft (Andrea Binke: S.11, Z.21, 22). Zudem werden die meisten Beete von Gruppen bearbeitet, teilweise wurden die Beete sogar gezielt nur an Gruppen vergeben um die Begegnung zwischen sich fremden Menschen zu fördern. Dadurch und auch durch die Kleinteiligkeit des Gartens entstehen soziale Kontakte, die sich im Alltag nicht ergeben würden (ebd. S.10, Z.28-35; S.17, Z.34-37; S.18, Z.1). So kommen bspw. viele türkische Bewohnerinnen und Bewohner im Garten nach 50 Jahren in Deutschland erstmals mit Deutschen in Kontakt – und umgekehrt (ebd. S.7, Z.12-22).⁶¹

⁶¹ Karin WERNER (2008) beschreibt in ihrem Text „Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration“ die Integrationsfunktion aber auch die therapeutische Wirkung von Interkulturellen Gärten. Diese Beschreibungen treffen auch auf Gemeinschaftsgärten wie den Ton, Steine, Gärten zu.

„(...) weil für viele ist das wie eine Therapie auch. Also ich weiß von meinen türkischen Nachbarn, die haben halt keinen Garten, haben hier dreißig Jahre gearbeitet und haben keinen Ort wo sie sein können. Im Park immer grillen ist auch kacke“ (Andrea Binke: S.8, Z.9-12).

Der Garten ist zum Begegnungsort für die verschiedenen Bewohnergruppen der Nachbarschaft und zur Basis für neue soziale Kontakte geworden (Andrea Binke: S.15, Z.24, 25):

„(...) man lernt sich echt gut kennen. Was ich hier nur für Leute kenne in Kreuzberg dadurch. Unglaublich.“

Viele Beziehungen bleiben jedoch vermutlich auf den Kontakt im Garten beschränkt. Außerhalb treffen sich eher die direkten Wohnungsnachbarn oder der feste Kern der Gartengruppe, um Organisatorisches zu klären (Andrea Binke: S.17, Z.1, 2, 7-10). Eine weitere Einschränkung der Kontakte geschieht durch die Tatsache, dass die Gärtnerinnen und Gärtner unterschiedliche Tagesrhythmen haben und sich deshalb viele gar nie begegnen, wie mir eine Gärtnerin erläuterte.

Wie bereits oben erwähnt, sind im Gemeinschaftsgarten am Mariannenplatz sowohl eine Innen- als auch eine Außenorientierung auszumachen. Die Produkte, die im Garten erzeugt werden, sind in erster Linie für die Gärtnerinnen und Gärtner bestimmt und entsprechen somit klar einer innenorientierten Aktivität, genauso konzentrieren sich vermutlich auch viele soziale Kontakte auf die Gartengemeinschaft und sprechen eher für innenorientiertes Sozialkapital. Es gibt aber auch viele, eher nach außen orientierte Aktivitäten, welche teilweise bereits im Vereinsziel (vgl. Abbildung 5) festgehalten sind: Öffentliche Feste und die öffentliche Zugänglichkeit des

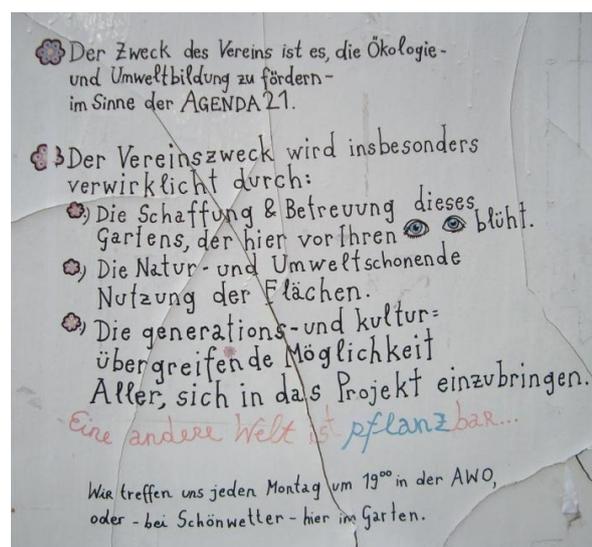


Abbildung 5: Vereinsziele des Ton, Steine, Gärten e.V. (Quelle: Eigenes Bild, Juni 2011).

Gartens, der biologische Gemüseanbau, der Einsatz für mehr Grün und Biodiversität in der Stadt, die Umweltbildung sowie auch die Kooperation und Vernetzung mit lokalen und globalen Initiativen und Gartenprojekten sprechen für außenorientiertes Sozialkapital und soziale Netzwerke.

Das soziale Netzwerk im Garten gründet eindeutig auf brückenbildendem Sozialkapital. Wie Andrea Binke beschreibt, kommen im Garten Menschen mit den unterschiedlichsten sozialen, kulturellen und finanziellen Hintergründen zusammen (Andrea Binke: S.7, Z.12-22; S.15, Z.28-36):

„Also das ist überhaupt nicht homogen. Ich z.B. habe auch nie Freunde angeschleppt oder so. Wir verteilen das auch nicht untereinander. Aber es gibt hier auch keine großen Familien-Clans, so. Nachbarn, also von meinem Haus sind ein paar Familien drin (...) also du hast den Hartz-IV Empfänger genauso wie einen Arzt (...). Viele Lehrer auch, das ist klar. Wir haben echt, Rentner, Kindergärtnerinnen haben wir Krankenschwester (...). Und das ist aber bei uns auch nicht Thema. Künstlerin haben wir eine.“⁶²

Eine Aussage, die sich durch meine Beobachtungen sowohl für die Gärtnerinnen und Gärtner als auch die Besucherinnen und Besucher bestätigen lässt. Durch die gezielte gemeinschaftliche Bearbeitung der Beete ergeben sich neue soziale Kontakte wie sie nur im Umfeld des Gartens entstehen können. Dabei ist aber immer wieder Vermittlungsarbeit und Fingerspitzengefühl gefragt, um all den unterschiedlichen Interessen und Charakteren gerecht zu werden (Andrea Binke: S.6, Z.24-27; S.9, Z.7). So haben sich bspw. für die Migrantinnen und Migranten die kein Deutsch verstehen, jedoch an den wöchentlichen Treffen teilnehmen möchten, Übersetzer gefunden (ebd. S.16, Z.22-26).

„Und das schönste an dem Garten find ich, wenn man das jetzt so sieht, sind unsere türkischen Nachbarn (...) dass das so ist, hat am längsten gedauert. (...) Und das Vertrauen zu uns, und das sie gekommen sind das hat ewig gedauert“ (Andrea Binke: S.7, Z.12-16).

⁶² Diese Heterogenität scheint ein Charakteristikum der Gartengemeinschaften zu sein. Elisabeth MEYER-RENSCHHAUSSEN (2004: 17) beschreibt in ihrem Buch eine ähnliche Zusammensetzung der Gartengemeinschaften in New York und auch die anderen Fallbeispiele der vorliegenden Arbeit zeichnen sich durch eine bunte soziale Mischung der Gärtnerinnen und Gärtner aus.

5.2.3 Probleme und Unterstützungsmöglichkeiten

Ein Problem im Ton, Steine, Gärten ist der Vandalismus (Andrea Binke: S.6, Z.8, 9). Da sich der Garten auf öffentlichem Gelände befindet, muss er immer öffentlich zugänglich sein – auch nachts, wenn im Kiez viel los ist. Dann werden auch die meisten Dinge kaputt gemacht (ebd. S.7, Z.5-8): Schilder umgestoßen, Beete verwüstet oder abgeerntet. Andrea Binke vermutet, dass es sich bei den Vandalen entweder um Jugendliche handelt die aus Spaß etwas zerstören, oder dass der Vandalismus aus Neid, Unzufriedenheit oder enttäuschten Erwartungen resultiert (ebd. S.6, Z.10-12; S.15, Z.9-13). Hinzu kommen noch die Fremden, die im Garten ernten (ebd. S.5, Z.11-13). Allgemein gäbe es aber weniger Vandalismus als sie in dieser Lage erwartet hätte, meinte Andrea Binke (S.15, Z.5, 6). Von den meisten Anwohnern werde der Garten respektiert (ebd. S.15, Z.8).

Diese Auffassung wird allerdings nicht von allen Gärtnerinnen und Gärtnern geteilt, wie mir eine Gärtnerin berichtete. Sie ist der Meinung, dass der Vandalismus im Vergleich zu den Vorjahren deutlich zugenommen hat. Ihr und ihrer Freundin wurde bspw. über Nacht ein ganzes Beet Karotten geklaut. Nebst der öffentlichen Zugänglichkeit sei dieser Umstand vermutlich auch auf den gesteigerten Bekanntheitsgrad des Gartens – hervorgerufen durch Medienberichte und Forschungsarbeiten – zurückzuführen.

Des Weiteren gibt es zwischenmenschliche Probleme und Interessenskonflikte, die immer wieder aufs Neue ausgehandelt werden müssen (Andrea Binke: S.6, Z.1, 2; S.18, Z.16-20). Aber: „(...) man lernt halt wirklich die Leute ganz gut kennen“ (ebd. S.6, Z.34, 35). Besonders problematisch ist die Vergabe von Beeten unter der Hand, was nicht erlaubt ist (ebd. S.18, Z.25-27). Auch die geringe Beteiligung vieler Gärtnerinnen und Gärtnern an kollektiven Aktionen oder den wöchentlichen Treffen werden als problematisch eingestuft (ebd. S.18, Z.32, 33). Denn damit ein Gemeinschaftsgarten erfolgreich funktioniert sind viel Zeit und Energie nötig:

„(...) dass das erfolgreich ist und so aussieht wie's aussieht da brauchst du einfach einen langen Atem“ (Andrea Binke: S.5, Z.28-30).

Ein zunehmendes Problem sind die vielen Touristen, Medienvertreter und -vertreterinnen sowie andere Besucherinnen und Besucher, die sich aufgrund der aktuellen Hype um das Thema für urbane Gemeinschaftsgärten interessieren und wegen der zentralen Lage des Gartens unweigerlich hier landen (Andrea Binke: S.11, Z.31-33). Trotz allem sollen diese Leute auch weiterhin nicht ausgegrenzt werden, wie ich einem Gespräch zwischen einer Gärtnerin und einem Gärtner entnehmen konnte. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, welchen Anteil ein Gemeinschaftsgarten am aktuellen Gentrifizierungsprozess hat. Dieses Bewusstsein ist bei den Gärtnerinnen und Gärtnern am Mariannenplatz gemäß Andrea Binke (S.13, Z.17-19) durchaus vorhanden.

Weniger als Problem empfunden wurde von Andrea Binke der Umgang mit den öffentlichen Stellen. Allerdings sind sich die GärtnerInnen und Gärtner in diesem Punkt anscheinend nicht ganz einig (Andrea Binke: S.20, Z.19, 20). Zumindest bei der Gründung des Gartens scheint es erhebliche Konflikte zwischen der Gartengemeinschaft und den Zuständigen des Bezirksamtes gegeben zu haben. Die Vertragsverhandlungen zwischen den Parteien dauerten über ein Jahr und von den anfänglich zugesicherten 2'000 m² blieben schlussendlich noch gut 1'000 m² übrig (TON-STEINE-GÄRTEN 2011: vgl. die Blog-Einträge 2008 und 2009). Auch die vom Bezirk geforderte permanente öffentliche Zugänglichkeit des Gartens bietet immer wieder Diskussionsstoff in der Gartengemeinschaft, denn diese Auflage verbietet den Bau eines Zauns zum Schutz des Gartens vor Vandalismus.

Eine Unterstützung von außen durch die zuständigen Stellen wird von Andrea Binke als durchaus sinnvoll erachtet. Ton, Steine, Gärten wurde insofern unterstützt, als die nötige Bodensanierung und der Wasseranschluss finanziert wurden. Zudem hätten sie als Gartengemeinschaft die Möglichkeit Anträge zu stellen und man werde von der Verwaltung auch angehört wenn man ein Problem habe (Andrea Binke: S.20, Z.1-8, 17, 18).

5.3 Prinzessinnengarten – Mobile urbane Landwirtschaft am Moritzplatz

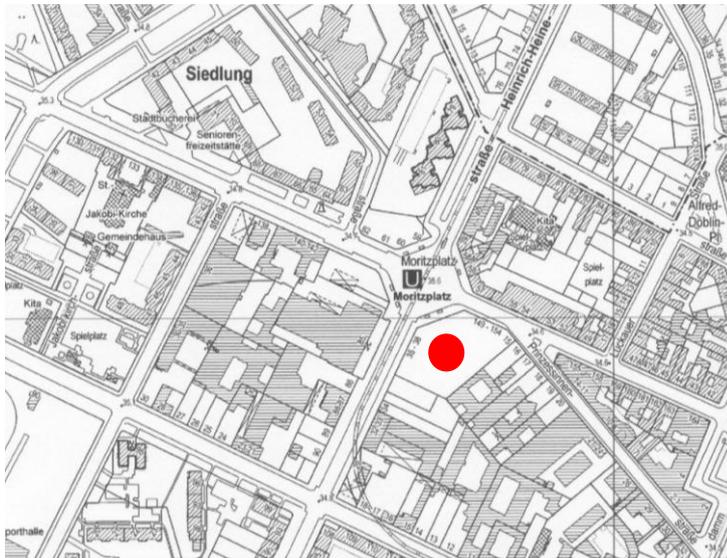


Abbildung 6: Lage des Prinzessinnengartens am Moritzplatz (Quelle: Karte von Berlin 1:5000 (K5), (SEN.STADT 2011b); eigene Darstellung).

Das ehemalige Wertheimgelände am Moritzplatz, wo heute der Prinzessinnengarten gedeiht (vgl. Abbildung 6), lag zuvor sechzig Jahre lang brach (Marco Clausen: S.9, Z.20, 21, 23, 24)⁶³. Mit einer großen Aufräumaktion, bei der über hundert Helferinnen und Helfer zwei Tonnen Müll vom Gelände entfernten, startete das

Projekt im Sommer 2009 (vgl. Abbildung 7 und Abbildung 8). Das Gelände ist von Zäunen mit zwei Zugängen umgeben. Hinweistafeln neben dem Haupteingang direkt beim Zugang zur U-Bahnstation Moritzplatz weisen darauf hin, was auf dem Gelände passiert und ziehen die Aufmerksamkeit vieler Passanten auf sich. Die gemeinnützige Nomadisch Grün GmbH, welche hinter dem Projekt Prinzessinnengarten steht, pachtet die Fläche jeweils für ein Jahr von der Stadt (ebd. S.2, Z11, 12). Diese speziellen Nutzungsbedingungen erforderten eine spezielle Konzipierung des Gartens: Er ist mobil und kann jederzeit umziehen. Die Beete, in denen Gemüse, Kräuter und Blumen ohne chemische Dünger oder Pestizide angebaut werden, bestehen aus alten Bäckerkisten, Reissäcken, Tetra-Packs und anderen recycelten Pflanzenbehältern aus dem Lebensmittelbereich (vgl. Abbildung 9) (PRINZESSINNENGARTEN 2011b)⁶⁴.

Die Beete werden von zehn bis 20 Gärtnerinnen und Gärtnern aus ganz Berlin bewirtschaftet. Sie bilden die Kerngruppe. Diese wird während den Gartenarbeitsstunden – jeweils donnerstags von 15-18 Uhr und samstags von 11-14 Uhr – von weiteren freiwilligen Gärtnerinnen und Gärtnern aus ganz Berlin

⁶³ Interview mit Marco Clausen am 08. September 2011 in Berlin.

⁶⁴ <http://prinzessinnengarten.net/wir/>, 04.10.2011.

unterstützt. Zu diesen Arbeitsstunden kann jeder kommen, der Zeit und Lust hat zu gärtnern (Marco Clausen: S.4, Z.5-7) (PRINZESSINNENGARTEN 2011d)⁶⁵. Die Gemüse und Kräuter aus dem Garten können von den Besucherinnen und Besuchern selbst geerntet und gekauft werden und sind nicht in erster Linie für die Gärtnerinnen und Gärtner bestimmt.



Abbildung 7: Das ehemalige Wertheimgelände vor der Umgestaltung im Frühling 2009 (Quelle: (PRINZESSINNENGARTEN 2011b)).



Abbildung 8: Der Prinzessinnengarten im September 2010 (PRINZESSINNENGARTEN 2011b)).

Auf dem Gelände des Gartens befindet sich auch ein Gartencafé, in welchem verschiedene Getränke und saisonale wie auch regionale Speisen angeboten werden die, soweit möglich, direkt aus den im Garten angebauten Nahrungsmitteln hergestellt werden. Mithilfe dieses gastronomischen Angebotes – welches in diesem Jahr zum ersten Mal auch über den Winter betrieben wird – wird der eigentliche Garten quersubventioniert (Marco Clausen: S.2, Z.25-27). Denn nebst der angestrebten ökologischen und sozialen Nachhaltigkeit soll das Projekt auch ökonomisch nachhaltig sein. Den Betreibern ist es wichtig zu betonen, dass sie wirtschaftlich arbeiten und 15 Arbeitsplätze – v.a. im Bereich der Gastronomie im Garten – geschaffen haben (ebd. S.3, Z.16-18, 32, 33; S.4, Z1-3; S.6, Z.24, 25). Alle Einnahmen die durch den Garten generiert werden, fließen zurück in den Garten (ebd. S.2, Z.20, 21).

⁶⁵ <http://prinzessinnengarten.net/veranstaltungskalender/>, 04.10.2011.



Abbildung 9: Die mobilen Gartenbeete des Prinzessinnengartens (Quelle: Eigene Bilder; Juli 2011).

Zentraler Aspekt des Gartens ist die Bildung, Marco Clausen bezeichnet den Garten als „Bildungsgarten“ (Marco Clausen: S.2, Z.12). Er soll den Menschen einen Erfahrungsraum bieten, in dem man sein Verhalten und die Wahrnehmung verändern, zusammen lernen und ausprobieren kann. Sowohl alte Kulturtechniken als auch komplexe Themen wie Biodiversität, Stadtökologie, nachhaltiger Konsum oder mögliche neue Formen des städtischen Zusammenlebens werden so gemeinsam erarbeitet. Dabei betonen die Betreiber immer wieder, dass sie selbst keine Garten-Profis sind (ebd. S.6, Z.5-8) (PRINZESSINNENGARTEN 2011b; MÜLLER 2011b: 40).

Insgesamt scheint der Prinzessinnengarten ein sehr gut geplantes und durchdachtes Projekt mit klaren sozialen, ökologischen und ökonomischen Zielen zu sein. Der Prinzessinnengarten unterscheidet sich im Wesentlichen in folgenden Punkten von den beiden anderen Fallbeispielen:

- Es gibt bezahlte Arbeitsplätze
- Die angebauten Gemüse und Kräuter sind in erster Linie für den Verkauf und nicht für die Gärtnerinnen und Gärtner bestimmt
- Es gibt öffentlichen Gartenarbeitsstunden die ein sehr kurzfristiges, temporäres Mitmachen ermöglichen

5.3.1 Beitrag zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken

Auch dieses Projekt wäre ohne das Interesse für die Qualität des öffentlichen Lebens – die sog. Aufmerksamkeit –, das Vertrauen in eine fruchtbare Zusammenarbeit mit den Mitmenschen und das große Engagement der Initiatoren Marco Clausen und Robert Shaw nicht zustande gekommen. Mittlerweile werden sie von einer Kerngruppe, bestehend aus etwa zehn bis 20 Gärtnerinnen und Gärtnern, sowie jährlich Hunderten von Helferinnen und Helfern in ihrem Engagement unterstützt (Marco Clausen: S.4, Z.5-7). Allerdings unterscheidet sich der Fokus der Aufmerksamkeit hier etwas von jenem im Ton, Steine, Gärten. Hintergrund der Gründung des Gartens war von Anfang an die Idee der informellen Bildung sowohl der Gärtnerinnen und Gärtner als auch der Besucherinnen und Besucher (ebd. S.8, Z.15, 17, 18, 20-23):⁶⁶

„Bildung bedeutet für mich ein Erfahrungsraum, in dem Menschen die Möglichkeit haben sich zu ändern, ihr Verhalten zu ändern, ihre Wahrnehmung zu ändern. Also wir bezeichnen das öfter auch gerne als informelle Bildung“ (Marco Clausen: S.8, Z.15-18).

Des Weiteren musste das Gartengelände nicht kämpferisch angeeignet werden. Dafür muss jeweils die jährliche Pacht⁶⁷ aufgebracht werden, die zuerst erwirtschaftet werden muss. Zwei Aspekte, die die Zielrichtung des Engagements bereits andeuten: Bildung und Wirtschaftlichkeit.

Damit sich Menschen engagieren, müssen sie einen Nutzen in ihrem Engagement sehen; ihre Arbeit muss anerkannt werden und langfristige Effekte sollten sichtbar sein (Marco Clausen: S.14, Z.10-12, 18, 19). Da die angebauten Güter nicht in

⁶⁶ Zur Bildung in Gemeinschaftsgärten vgl. die Dissertation von Nadja MADLENER (2008): „Grüne Lernorte – Gemeinschaftsgärten in Berlin“.

⁶⁷ Vgl. den Eintrag zu Pacht / Pächter im Glossar.

erster Linie für die Gärtnerinnen und Gärtner bestimmt sind und sie auch nicht bezahlt werden, müssen sie also einen anderen, tieferliegenden Sinn in ihrer Tätigkeit im Prinzessinnengarten sehen. Dies weist auf ein intrinsisches Interesse an der Qualität des öffentlichen Lebens und den Willen, diese zu steigern, hin. Zudem muss für solche Aktivitäten ein starkes Vertrauen, wie von OFFE und FUCHS (2001: 419) beschrieben, bei jedem Einzelnen vorhanden sein.



Abbildung 10: Flohmarkt im Prinzessinnengarten (Quelle: Eigenes Bild, August 2011).



Abbildung 11: Ankündigung des Stadthonig-Festes im Prinzessinnengarten (Quelle: Eigenes Bild, August 2011).

Die Hauptaktivitäten beschränken sich im Prinzessinnengarten nicht nur auf das Gärtnern an sich. Der Ort bietet ein vielfältiges Angebot, bei dem der Garten manchmal zur Kulisse verkommt (Marco Clausen: S.3, Z.25-30). Nebst dem täglich geöffneten Gartencafé und den Gartenarbeitsstunden finden hier im Sommer Vernissagen, Flohmärkte, thematische Feste (vgl. Abbildung 10 und Abbildung 11), Workshops, Führungen, Lesungen oder Konzerte statt (vgl. PRINZESSINNENGARTEN 2011d; PRINZESSINNENGARTEN 2011e)⁶⁸. Dabei werden die kommerziellen Angebote klar vom Garten getrennt, wie auch zwischen Gartenbesuchern und Besuchern dieser kommerziellen Angebote unterschieden wird (ebd. S.2, Z.9, 22, 23; S.3, Z.13, 14):

⁶⁸ <http://prinzessinnengarten.net/workshops-gartenarbeitsstunden/>, 12.10.2011.

„Und deswegen sind das halt zwei unterschiedliche Besucher von zwei wirklich unterschiedlichen Einrichtungen. (...) wir haben da ein gewerbliches Angebot und hier Angebote zum machen die kostenfrei sind“ (Marco Clausen: S.3, Z.13-15).

Eine weitere und bereits diskutierte wichtige Aktivität ist der Bereich Bildung (Marco Clausen: S.8, Z.15, 17, 18). Die Betreiber bezeichnen den Garten bewusst als „Bildungsgarten“ (ebd. S.2, Z.12), einen Erfahrungsraum, in dem v.a. informelle Bildung bspw. über ein gezieltes – sprich ein vegetarisches, möglichst saisonales, regionales und aus ökologisch produzierten Lebensmitteln bestehendes – Verpflegungsangebot im Gartencafé und die Arbeit im Garten betrieben wird (ebd. S.8, Z.20-23, 28-30, 36; S.9, Z.1-3). Sowohl die Besucherinnen und Besucher als auch die Gärtnerinnen und Gärtner sollen für die sensiblen ökologischen Zusammenhänge, eine gesunde und bewusste Ernährung und einen allgemein nachhaltigen Lebensstil sensibilisiert werden.

Der Prinzessinnengarten ist zu den festgelegten Öffnungszeiten für alle Interessierten offen zugänglich. Alle die möchten, können sich während der Gartenarbeitsstunden, ohne irgendwelche Formalitäten, an Aufbau und Pflege des Gartens beteiligen. Wichtig ist dabei für Marco Clausen (S.22, Z.18-27) der eigene Antrieb jedes Einzelnen und die Offenheit, sich auf die manchmal etwas chaotische Kommunikation und die Arbeit im Garten einzulassen. Diese Funktionsweise des Projektes spricht aber natürlich nicht alle Leute an. So finden sich im Garten kaum türkische Bewohner aus der Nachbarschaft, weil ihnen das Angebot des Prinzessinnengartens mit seiner sehr gemeinschaftlichen und weniger auf Subsistenz ausgerichteten Orientierung schlicht nicht entspricht (ebd. S.4, Z.22-26):

„(...) türkische Nachbarschaft findet man natürlich in diesem Angebot, Gartenarbeitstag, weniger. Wobei das relativ klar ist warum das so ist. Weil die tatsächlich wenn sie gärtnern, das schon stark mit so einem Subsistenzhintergrund tun“ (Marco Clausen: S.4, Z.22-25).

Als Reaktion auf diese Erkenntnis gründeten die Betreiber des Prinzessinnengartens diesen Sommer einen dieser spezifischen Nutzergruppe entsprechenden Gemeinschaftsgarten in einem Nachbarhaus (ebd. S.4, Z.26-28).

Wer das Projekt lieber mit Geld anstelle von Arbeitskraft und Ideen unterstützen möchte, kann das mit einer Beetpatenschaft tun (PRINZESSINNENGARTEN 2011a)⁶⁹.

Auf den ersten Blick ist der Prinzessinnengarten ein sehr nach außen, auf ein breites Publikum orientiertes Projekt. Zum einen wären da die vielfältigen, oben bereits erläuterten Angebote im Garten, die sich an ein breites Publikum richten. Des Weiteren wird gezielt mit lokalen Trägern, Initiativen und Vereinigungen zur Stärkung der Nachbarschaft zusammengearbeitet (Marco Clausen: S.5, Z.7-10, 19-23). Aber auch international ist der Garten gut vernetzt (ebd. S.19, Z.22-24). Auch die bereits erwähnte informelle Bildung sowie der ökologisch betriebene Gartenbau und die Kultivierung alter Kulturpflanzen können der Außenorientierung des Projektes zugerechnet werden. Allerdings muss es auch eine gewisse Innenorientierung geben, denn wie Marco Clausen (S.14, Z.10, 11) sagt:

„Weil Leute engagieren sich nicht, ganz überwiegend, wenn sie nicht wissen was passiert dann damit.“

Bereits die Überschrift der Homepage des Prinzessinnengartens (PRINZESSINNENGARTEN 2011c)⁷⁰ „Prinzessinnengarten. Urbane Landwirtschaft sozial, ökologisch, mobil“ macht klar, dass es sich um ein durchaus politisches Projekt handelt. Auch hinter der oben bereits erwähnten informellen Bildung, die im Garten angestrebt wird, steht die klare politische Überzeugung, dass vermehrt regionale, saisonale und ökologisch produzierte Produkte konsumiert werden sollen (Marco Clausen: S.8, Z.24-30). Zudem soll den Stadtbewohnern mit dem Prinzessinnengarten vor Augen geführt werden, dass man auch mit geringen Mitteln einen Ort verändern kann und soll:

„(...) das Signal, man kann mit gar nicht so aufwändigen Mitteln solche Orte sich aneignen und verändern in ihrer Qualität“ (Marco Clausen: S.9, Z.27-29).

⁶⁹ <http://prinzessinnengarten.net/patenschaften/>, 12.10.2011.

⁷⁰ <http://prinzessinnengarten.net/>, 12.10.2011.

Die Aufmerksamkeit und das Verständnis der Bewohner für die oft undurchsichtig erscheinenden Veränderungsprozesse in der Stadt sollen gestärkt, ihr Blick auf die Stadt verändert werden (Marco Clausen: S.9, Z.29-37; S.10, Z.1-6). In diesem Zusammenhang steht auch die Überlegung, ob die momentane Nutzung durch den Prinzessinnengarten einen Einfluss auf eine spätere Folgenutzung haben könnte. Denn dass das Grundstück an guter Lage früher oder später bebaut wird, scheint klar zu sein (ebd. S.14, Z.22-26).

„Das man sagt, wir nutzen das auch als Plattform wo Leute ihre Interessen, Bedürfnisse äußern können. Und haben ein Planungsverfahren das die Art von Partizipation mit einbaut. Das man z.B. hier nachher ein Gebäude hat, wo Bildung, Soziales, Ökologisches integrierter Teil davon ist. Sowohl im Bau wie auch in der späteren Nutzung“ (Marco Clausen: S.14, Z.26-30).

Mit dem Projekt werden also gezielt gesellschaftspolitische Themen angesprochen, bearbeitet und einer breiten Öffentlichkeit vor Augen geführt.

5.3.2 Art und Wirkung des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke

Auch der Prinzessinnengarten ist – wie der Ton, Steine, Gärten – sehr informell organisiert, d.h. das gebildete Sozialkapital und die Netzwerke sind vermutlich vorrangig eher informell. Wer mitgärtnern möchte, kann ohne Voranmeldung zu den zweimal wöchentlich stattfindenden Gartenarbeitsstunden kommen. Auch für die Mitglieder der Kerngruppe besteht keine formelle Pflicht sich regelmäßig im Garten zu engagieren. Die beiden Betreiber müssen also auf das regelmäßige freiwillige Engagement der Leute vertrauen. Aus dieser Organisationsform entsteht jedoch die Schwierigkeit, geeignete Strukturen zu finden, damit trotz aller Freiwilligkeit alle anfallenden Arbeiten erledigt werden (Marco Clausen: S.17, Z.22-27). Eine Schwierigkeit, in deren Bewältigung OFFE und FUCHS (2001: 426) jedoch einen spezifischen Beitrag zur Bildung von Sozialkapital sehen.⁷¹ Für spezielle Workshops oder Gartendinner muss man sich vorher anmelden, die sonstigen Feste sind ohne Voranmeldung öffentlich zugänglich. Formell wird es erst, wenn man den Garten mit einer Spende oder einer Beetpatenschaft anstelle der eigenen Arbeitskraft unterstützen möchte.

⁷¹ Vgl. Kapitel 3.2.

Die Frage nach der Dichte des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke im Garten muss auf zwei unterschiedlichen Ebenen diskutiert werden. Zum einen sind da die 30-40 Leute, die sich regelmäßig im Garten bzw. dem Gartencafé engagieren. Unter ihnen hat sich durch die gemeinsame Arbeit im Garten über die Zeit ein dichtes soziales Netz gebildet. Es sind auch schon Freundschaften zwischen Leuten, die zu den Gartenarbeitsstunden kamen, entstanden (Marco Clausen: S.20, Z.15-20). Für die beiden Betreiber ist es aber auch wichtig, die Mitglieder der Kerngruppe immer wieder an andere Veranstaltungen außerhalb des Gartens mit zu nehmen, um ihnen dadurch Erfahrungen in neuen, anderen Kontexten zu ermöglichen (ebd. S.22, Z.8-11). Marco Clausen (S.22, Z.1-4) weist darauf hin, dass an einem Ort wie dem Prinzessinnengarten auf sozialer Ebene sehr viele Interaktionen zwischen den unterschiedlichsten Leuten stattfinden:

„So ein Ort schafft sehr viel Interaktion, auf so einer sozialen Ebene. Aber auch zwischen jetzt unterschiedlichen Leuten“ (Marco Clausen: S.22, Z.1, 2).

Allerdings gibt es auch zu bedenken, dass die intensive Arbeit im Garten und der daraus entstehende notorische Zeitmangel für die beiden Betreiber eher negative Auswirkungen auf die sozialen Kontakte haben. Es fehlt schlicht die Zeit, alle Kontakte zu pflegen (Marco Clausen: S.20, Z.20-23).

Die zweite Ebene hat sich eher aus meinen Beobachtungen erschlossen. Gemeint sind damit die Besucherinnen und Besucher des Prinzessinnengartens. Oft kommen sie in Gruppen von zwei oder mehreren Personen in den Garten. Oder sie treffen sich gezielt im Garten um einen Kaffee zu trinken, um an einer Veranstaltung teilzunehmen, sich den Garten anzusehen oder zum Mittag- bzw. Abendessen. Ich konnte aber keine Interaktion zwischen sich fremden Besucherinnen und Besuchern beobachten. Die Gruppen blieben lieber unter sich und suchten keinen Kontakt zu anderen. Der Prinzessinnengarten ist also ein Ort, an dem die Besucherinnen und Besucher ihre bereits bestehenden sozialen Kontakte pflegen können.

Wie bereits oben beschrieben, hat der Prinzessinnengarten eine starke Orientierung nach außen, auf öffentliche Güter, was auf eher außenorientiertes Sozialkapital deutet. Die Betreiber sowie die Helferinnen und Helfer arbeiten aus

der Überzeugung, etwas Sinnvolles auch für die Gesellschaft zu tun, im Garten mit. Denn im Gegensatz zu den anderen beiden Fallbeispielen und den meisten anderen Gemeinschaftsgärten sind die angebauten Lebensmittel ja nicht in erster Linie für die Gärtnerinnen und Gärtner gedacht. Auch werden die Gärtnerinnen und Gärtner – im Gegensatz zu den regulär angestellten Leuten, die das Gartencafé betreiben – nicht monetär entlohnt.

Die Frage nach bindendem oder brückenbildendem Sozialkapital lässt sich nicht eindeutig klären. Auch hier scheint die Unterscheidung zwischen dem Kern-Team und den Besucherinnen und Besuchern hilfreich. Das Team besteht gemäß Marco Clausen aus Menschen aus unterschiedlichen Ländern, auch Berliner sind dabei (S.4, Z.17, 32, 33). Die meisten sind – mit wenigen Ausnahmen – zwischen 25-40 Jahren alt und haben nicht viel Geld zur Verfügung oder sind Freiberufler und verfügen über einen unterschiedlichen Bildungsgrad (ebd. S.4, Z.11, 12, 15-17). Diese Voraussetzungen ermöglichen erst das intensive Engagement im Garten. In dieser Zusammensetzung liegt sowohl Potenzial für bindendes wie auch brückenbildendes Sozialkapital, wie es gemäß PUTNAM und GOSS (2001: 28f.) oft der Fall ist. Da das Projekt, im Gegensatz zu anderen Gemeinschaftsgartenprojekten, bezahlte Arbeitsplätze bietet und entsprechend Löhne bezahlt werden müssen, können sich die Betreiber ihre Kooperationspartner nicht immer nach ideologischen Gesichtspunkten aussuchen (Marco Clausen: S.16, Z.30-33, 36, 37; S.17, Z.1-3). Dadurch entstehen Kontakte, die sich sonst nicht ergeben würden. Ein Umstand, der für ein brückenbildendes soziales Netzwerk, bzw. brückenbildendes Sozialkapital spricht. Beide Seiten müssen Kompetenzen im Umgang mit dem jeweils neuen Partner entwickeln und sich mit den eigenen Grenzen kritisch auseinandersetzen. Dies wiederum provoziert auch fruchtbare Diskussionen innerhalb der Gartengruppe (ebd. S.16, Z.33, 34; S.17, Z.3-8):

„Sowas ist aber auch gut. Das ist sozusagen intern, das verschafft Diskussion, man muss sich immer wieder klar werden: Ok, was ist in Ordnung und was nicht? Wo setzt man die Grenze. Das ist schon interessant. Und jeder hat hier auch eine andere Einstellung dazu. Das führt schon zu ganz interessanten Diskussionen“ (Marco Clausen: S.17, Z.3-7).

Des Weiteren werden, wie bereits oben erwähnt, Gärtnerinnen und Gärtner aus der Kerngruppe immer wieder an externe Veranstaltungen mitgenommen, um ihnen Erfahrungen in anderen Kontexten zu ermöglichen (Marco Clausen: S.22, Z.8-11). Ein Gärtner hat sich mit seinem Kartoffel-Projekt mittlerweile sogar selbständig gemacht (ebd. S.22, Z.11-13). Zusammenfassend lassen sich in der Kerngruppe sowohl Elemente von brückenbildendem wie auch bindendem Sozialkapital und sozialen Netzwerken erkennen.

Aufgrund der gemachten Beobachtungen im Garten scheinen das Sozialkapital und die sozialen Netzwerke der Besucherinnen und Besucher eher bindend zu sein. Wie oben beschrieben, konnte keine Interaktion zwischen sich fremden Personen beobachtet werden. Zudem ist das Publikum nicht sehr gemischt, die meisten scheinen, mit wenigen Ausnahmen, zwischen Mitte 20 bis ungefähr 40 zu sein und der Mittelschicht anzugehören. Allerdings muss gemäß Marco Clausen (S.2, Z.22, 23; S.3, Z.13, 14, 25-30) klar zwischen den Besucherinnen und Besuchern des Gartens und den Besucherinnen und Besuchern einer Veranstaltung, wie bspw. dem Flohmarkt oder den Kunden des Mittagstisches, unterschieden werden.

5.3.3 Probleme und Unterstützungsmöglichkeiten

Ein existenzielles Problem für den Prinzessinnengarten sind die klimatischen Bedingungen. Die Gartensaison auf dem Moritzplatz dauert von April, Mai – je nach Witterung, die offizielle Gartensaison beginnt am 15. Mai, dem Tag der „Kalten Sophie“⁷² – bis in den Oktober. In dieser Zeit muss genügend Umsatz erwirtschaftet werden, um das Projekt ganzjährig am Leben zu erhalten (Marco Clausen: S.3, Z.4-11). Unter diesen Bedingungen kann ein schlechter Sommer mit viel Regen und Kälte schnell zur Gefährdung der Existenz werden (ebd. S.16, Z.17-20):

⁷² Vgl. den Eintrag zu den Eisheiligen im Glossar.

„Wir funktionieren wie ein Startup, mit all dem was da an Problemen dran hängt. Also extreme Arbeitsbelastung, sehr wenig Kapital, sehr hohes Risiko, aber auch allem was an Spaß damit zusammen hängt. Aber wie gesagt, zwei solche Sommer, das ist schon, da muss man damit umgehen. Deswegen ist auch sowas wie der Flohmarkt, ist für uns – muss man ganz ehrlich sagen – in so einem Sommer überlebensnotwendig“ (Marco Clausen: S.16, Z.22-27).

Da mit dem urbanen Gartenbau alleine noch nicht genug Geld erwirtschaftet werden kann um das Projekt und die Arbeitsplätze zu finanzieren, muss die Nomadisch Grün GmbH Fördermittel beantragen. Dabei zeigt sich ein weiteres Problem des Prinzessinnengartens, welches auch andere Gemeinschaftsgärten betrifft: Die jeweils nur für ein Jahr abgeschlossenen Nutzungsverträge mit dem Liegenschaftsfonds erschweren eine langfristige Planung und dadurch auch die Beantragung von Fördermitteln (Marco Clausen: S.16, Z.4-7, 9-12). Deshalb würden sich die Betreiber des Prinzessinnengartens vom Liegenschaftsfonds der Stadt Berlin eine dahingehende Unterstützung wünschen, dass bei einer allfälligen Bebauung des Geländes mindestens zusammen nach Alternativen gesucht wird (ebd. S.16, Z.1-3).

Das Fehlen von rechtlichen Rahmenbedingungen sieht Marco Clausen als ein allgemeines Problem von urbanen Gemeinschaftsgärten, genauso wie die fehlenden Vermittlungsstellen zwischen den Gärten und der Verwaltung (S.15, Z.12-14, 22, 23-25):

„(...) das Fehlen von Rahmenbedingungen oder überhaupt von Ansprechpersonen. Also sozusagen überhaupt Vermittlungsstellen zwischen unterschiedlichen Interessen“ (Marco Clausen: S.15, Z.12-14).

Denn zwischen diesen beiden Parteien kommt es immer wieder zu Konflikten, u.a. weil die Verwaltung das Anlegen von Gärten als individuelle Aneignung öffentlicher Fläche deklariert (Marco Clausen: S.15, Z.15-18). Dabei müsste Urban Gardening ihm zufolge Bestandteil der Grünflächenplanung werden: Flächen sollten zur Verfügung gestellt, rechtliche Rahmenbedingungen und Nutzungsverträge geschaffen werden, aber auch Formen der Qualitätssicherung,

so dass auch die Stadt die Möglichkeit hätte auf die Projekte Einfluss zu nehmen (ebd. S.18, Z.22-25, 29-37):

„Also New York ist das Beispiel. Da ist das Teil der Grünflächenplanung.⁷³ Man kann die Verwaltung dazu anhalten und sagen, es muss die und die Anzahl von Urban Gardening, Community Gardening Projekten geben. Das ist Teil der Grünflächenplanung. Die muss dafür Flächen zur Verfügung stellen und auch Formen zur Verfügung stellen, wie die Qualität gesichert wird. Ist klar, man muss auch sagen können: Ok, das funktioniert nicht so wie wir uns das vorstellen, das müssen wir sozusagen wieder zurückfahren. Also da muss es auch umgekehrt Möglichkeiten der Stadt geben, Einfluss zu nehmen auf solche Projekte“ (Marco Clausen: S.18, Z.29-37).

Des Weiteren müssten sich die Gartenprojekte und die Verwaltung auf Augenhöhe begegnen können und eine Kultur des gemeinsamen Entwerfens von Zukunftsszenarien für die Stadt entwickeln (ebd. S.18, Z.5-8).

„Also das wir in Verwaltung und Politik Partner haben, die mit uns langfristige Perspektiven entwickeln“ (Marco Clausen: S.17, Z.35-37).

Anders als Andrea Binke sieht Marco Clausen (S.11, Z.23-26) keinen Zusammenhang zwischen der langsamen Gentrifizierung einer Nachbarschaft und den darin angesiedelten Gemeinschaftsgartenprojekten. Die Verantwortlichen für diesen Prozess sieht er viel eher in der Stadt und deren Immobilien- und Grundstückspolitik (ebd. S.10, Z.30-37; S.11, Z.1-6).

„(...) das perverse an der Argumentation ist ja, wenn man sie umdreht, (...) man darf in sozial-ökonomisch wie auch immer benachteiligten Stadtteilen nichts machen, weil das dazu führt das sie sozial und ökonomisch nicht mehr so benachteiligt sind“ (Marco Clausen: S.11, Z.7-10).

⁷³ Green Thumb, 1978 gegründet und seit 1995 der New Yorker Parkbehörde angegliedert, bietet Unterstützung bei der Einrichtung eines Community Gardens und vermittelt zwischen den Gärten und der Verwaltung (MEYER-RENSCHHAUSEN 2004: 124ff.; GRÜNSTEIDEL 2000: 127).

5.4 Allmende-Kontor – urbaner Gemeinschaftsgarten auf dem Tempelhofer Feld



Abbildung 12: Lage des Allmende-Kontors auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens Tempelhof (Quelle: Karte von Berlin 1:5000 (K5), (SEN.STADT 2011b); eigene Darstellung).

Seit dem Jahr 2011 werden Teile des Tempelhofer Feldes von sogenannten Pionierprojekten genutzt. Unter Pionieren werden dabei Projekte und Initiativen aus verschiedenen Bereichen verstanden, die an das Vorhandene anknüpfen und ihr Vorhaben mit viel persönlichem Engagement und meist geringen (finanziellen) Mitteln verwirklichen. Ziel ist u.a. auch die Verknüpfung der brach gebliebenen Fläche mit den umliegenden Wohnquartieren. Mit diesem Pionierverfahren würden erstmals in Berlin aktiv und gezielt informelle Zwischen- und Pioniernutzungen in den Planungsprozess mit einbezogen (TEMPELHOF PROJEKT GMBH 2011a)⁷⁴.

Das Allmende-Kontor ist eines dieser Pionierprojekte (vgl. Abbildung 12 und Abbildung 13). Das als „(...) Anlauf- und Vernetzungsstelle, Wissensspeicher und Lernort mit einem Garten für alle“ (URBANACKER 2011)⁷⁵ konzipierte Projekt startete am 16. April 2011 mit 20 Teilnehmern und Teilnehmerinnen auf dem Pionierfeld Oderstraße⁷⁶.

⁷⁴ <http://www.tempelhoferfreiheit.de/mitgestalten/>, 08.08.2011.

⁷⁵ http://www.urbanacker.net/index.php?option=com_content&view=article&id=284:berliner-allmende-kontor-&catid=17:projekte&Itemid=3, 08.08.2011.

⁷⁶ Erläuterungen zum Pionierfeld Oderstrasse finden sich unter TEMPELHOF PROJEKT GMBH (2011b), <http://www.tempelhoferfreiheit.de/mitgestalten/pionierfelder/oderstrasse/>, 09.11.2011.



Abbildung 13: Das Allmende-Kontor auf dem Tempelhofer Feld (Quelle: Eigenes Bild, August 2011).

Bereits an diesem ersten Tag wurden zehn sogenannte Hochbeete⁷⁷ gebaut und bepflanzt. Mittlerweile ist der Garten auf über 200 solcher Beete und 350 Gärtnerinnen und Gärtner angewachsen, welche die Beete in den meisten Fällen gemeinschaftlich bearbeiten (URBANACKER 2011) (Malte Zacharias: S.4, Z.19, 20)⁷⁸. Die Bezeichnung „Allmende-Kontor“ nimmt zum einen Referenz auf die früher in jedem Dorf vorhandene Allmende, die allen Dorfbewohnerinnen und -bewohnern zur Verfügung stand. Zum anderen aber auch auf die Werke von KARL LINN (2008)⁷⁹ und IVAN ILLICH (1982)⁸⁰. In diesem Sinne soll auch das Tempelhofer Feld für die Allgemeinheit zugänglich sein (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.7, Z.26-30, 32)⁸¹:

⁷⁷ Unter Hochbeeten werden Gartenbeete verstanden, die sich über das Bodenniveau erheben. Ein Hochbeet kann aus unterschiedlichen Materialien wie Holz oder Stein gefertigt werden. Die Beete des Allmende-Kontors bestehen hauptsächlich aus Abfallholz wie Gemüseboxen, altem Mobiliar etc. Auch die Gründe für den Bau eines Hochbeetes sind unterschiedlich. Auf dem Tempelhofer Feld fiel die Entscheidung für diese Form des Gartenbaus aufgrund des kontaminierten Bodens.

⁷⁸ Interview mit Malte Zacharias am 14. Juli 2011 in Berlin.

⁷⁹ Karl Linn (2008): Building Commons and Community.

⁸⁰ Ivan Illich (1982): Vom Recht auf Gemeinheit.

⁸¹ Interview mit Elisabeth Meyer-Renschhausen am 11. August 2011 in Berlin.

„Und dann haben wir gesagt wir wollen ja nicht nur sozusagen das Tempelhofer Feld als Allmende für die Allgemeinheit in den arbeitslosen Zeiten zurückfordern. Sondern wir wollen das auch gleichzeitig dieser Prozess für städtische Landwirtschaft, so eine Selbstversorgerlandwirtschaft, aber auch sozusagen eine Gartenlandwirtschaft wo auch Einkommen generiert werden, dass wollen wir weiter forcieren in dieser Stadt und dafür braucht man so eine Koordinationsstelle, so ähnlich wie Green Thumb New York“ (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.7, Z.31-37).

Auf der 5'000 m² großen Fläche soll der öffentliche Raum zusammen mit den Anwohnerinnen und Anwohnern, aber auch mit Interessierten aus der ganzen Stadt gemeinschaftlich gestaltet und so ein Gemeinschaftsgarten aufgebaut werden. Zudem werden hier Initiativen und Akteure aus der Gemeinschaftsgartenszene beraten und unterstützt. Ein Saatgutspeicher, gespeist aus Berliner Gemeinschaftsgärten, ist in Planung (URBANACKER 2011). Entstanden ist die Idee zu diesem Projekt bereits vor ein paar Jahren. Im an das ehemalige Flughafengelände anschließenden Schiller-Kiez gab es eine Erwerbslosengruppe, die im Juni 2009 zusammen mit Anwohnern und Anwohnerinnen sowie Studentinnen und Studenten zu der Demonstration „Squat Tempelhof – Have you ever squatted an airport?“ gegen das nutzlose Brachliegen der Fläche aufrief. Im Vorfeld dieser Demonstration hatte es bereits eine Zusammenarbeit dieser Gruppe mit der AG Kleinstlandwirtschaft – gegründet 1987 an der Humboldt-Universität Berlin – gegeben, die sich ebenfalls für die öffentliche Zugänglichkeit des ehemaligen Flughafens einsetzte. Auch die Gruppe Tempelgärten engagierte sich für dieses Anliegen. Am 8. Mai 2010 wurde die Fläche schliesslich offiziell für die Öffentlichkeit freigegeben und im Herbst desselben Jahres der durch ein Mitglied von Urbanacker und einer Vertreterin des Trägervereins workstation Ideenwerkstatt Berlin e.V. erstellte Antrag für das Allmende-Kontor als Pionierprojekt eingereicht (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.5, Z.1-7, 24-28; S.9, Z.22, 23).

Organisiert wird das Ganze durch eine dreizehnköpfige Organisationsgruppe (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.11, Z.21, 22 / Malte Zacharias: S.4, Z.24) bestehend aus erfahrenen Gemeinschaftsgärtnerinnen und –gärtnern sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (Malte Zacharias: S.7, Z.16-20). Trägerverein des Projektes ist workstation Ideenwerkstatt Berlin e.V.

(WORKSTATION 2011)⁸². Durch diese Organisationsform wird das Angebot des Kontors, auf dem Tempelhofer Feld zu gärtnern, sehr niedrigschwellig gehalten (Christophe Kotanyi: S.2, Z.20-22)⁸³. Es gibt weder eine Vereinspflicht für die Gärtnerinnen und Gärtner (Malte Zacharias: S.4, Z.32) noch müssen Beiträge bezahlt werden (ebd. S.4, Z.34). Einzig eine Beteiligung bspw. an Transportkosten für Erde oder ähnliches wird erwartet. Zudem werden Werkzeuge und Materialien zum Bau der Hochbeete von den Organisatoren zur Verfügung gestellt (ebd. S.7, Z.4-6). Allerdings bringen auch viele der Gärtnerinnen und Gärtner ihr eigenes Baumaterial mit: Alte Badewannen, Koffer, Stühle, Schallplatten und Kinderwagen, Gemüseboxen vom Großmarkt, IKEA-Taschen oder Keksdosen werden kreativ zu Gartenbeeten umfunktioniert (vgl. Abbildung 14). Auch die Offenheit der Mitglieder der Organisationsgruppe gegenüber Interessierten und Gärtnerinnen und Gärtnern tragen zum einfachen Einstieg in das Projekt bei. Während der Gartensaison sind samstags zwischen 14 und 18 Uhr immer ungefähr drei Leute aus der Organisationsgruppe auf dem Feld, beantworten Fragen und stehen für Auskünfte aller Art zur Verfügung. Dabei wird grundsätzlich ein Prinzip der Offenheit gegenüber allen Beteiligten und Interessierten verfolgt (Christophe Kotanyi: S.2, Z.8-13, 20, 21).



Abbildung 14: Kreativität im Allmende-Kontor (Quelle: Eigene Bilder, Juli/August 2011).

Das Allmende-Kontor ist ein Beispiel für einen von einer kleinen Gruppe geplanten Garten, der interessierten Anwohnerinnen und Anwohnern zur Mitarbeit zur Verfügung gestellt wurde. Es wurde ein Angebot geschaffen, von dem im Vorfeld angenommen wurde, dass es in der Nachbarschaft ein Bedürfnis danach gibt. Wie wohl in den meisten Fällen wurde also auch dieser Garten von einer engagierten Initiativgruppe gegründet. Im Unterschied zu den anderen beiden untersuchten

⁸² <http://www.workstation-berlin.org/>, 08.08.2011.

⁸³ Interview mit Christophe Kotanyi am 06. September 2011 in Berlin.

Berliner Gemeinschaftsgärten befindet sich das Allmende-Kontor auf einer Zwischennutzungsfläche, um die sich die Gruppe in Konkurrenz mit anderen Projekten beworben hat. Alles Nötige wird von der Organisationsgruppe bereitgestellt. Wie im Ton, Steine, Gärten und im Unterschied zum Prinzessinnengarten, bewirtschaften die Gärtnerinnen und Gärtner ihre Beete für den persönlichen Bedarf und nicht für den Verkauf.

5.4.1 Beitrag zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken

Wie bereits oben beschrieben, wurde das Allmende-Kontor auf Initiative der AG Kleinstlandwirtschaft in Zusammenarbeit mit anderen Initiativen initiiert. Wie aus dem Gespräch mit Elisabeth Meyer-Renschhausen hervor ging, zeichnet sich diese Gruppe seit Beginn durch ein sehr hohes Engagement in Bezug auf urbane Gemeinschaftsgärten aus. Dahinter steht eine geschärfte Aufmerksamkeit für die Problematiken im Zusammenhang mit diesem Themenkomplex sowie das Vertrauen, zusammen etwas verändern zu können. Christophe Kotanyi (S.4, Z.1, 2) ist überzeugt, dass die urbanen Gemeinschaftsgärten ein Bedürfnis der städtischen Bevölkerung befriedigen. Für ihn war das Allmende-Kontor ein Experiment: Was passiert wenn man den Leuten die Möglichkeit gibt zu gärtnern (ebd. S.3, Z.32-35)? Der große Zulauf gibt ihm recht und spricht für die Aufmerksamkeit der Organisationsgruppe, die offensichtlich die Bedürfnisse zumindest eines Bevölkerungsteils richtig eingeschätzt hat. Dazu kommt das Bewusstsein für andere Problematiken in der städtischen Gesellschaft. So bietet ein Gemeinschaftsgarten bspw. eine sinnvolle Beschäftigung und Bewegung für arbeitslose Menschen, die sonst nur zu Hause sitzen (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.12, Z.21-28). Des Weiteren ist ein Park, der aktiv z.B. durch Gemeinschaftsgärten genutzt wird, sicherer (ebd. S.14, Z.33-37). Eine Überzeugung, zu der bereits Jane Jacobs (vgl. Kapitel 2.1) gelangte. Das Vertrauen der Gruppe zeigt sich auch darin, dass der Garten – während der Öffnungszeiten des Parks – für alle Interessierten öffentlich zugänglich ist (Christophe Kotanyi: S.2, Z.16-18):

„Es gibt keinen Zaun. Und das heißt, die Leute spazieren rein und es ist offen. Und es gibt eine gute Stimmung, ruhig und die Leute fragen einfach.“

Zudem basiert innerhalb der Gartengruppe alles auf Absprache und Vertrauen und die Leute zeigen anscheinend allgemein ein großes gegenseitiges Vertrauen (Malte Zacharias: S.5, Z.24, 25; S.12, Z.34, 35).

Ohne das große freiwillige Engagement der Organisationsgruppe wäre der Garten nicht denkbar. Wie Elisabeth Meyer-Renschhausen (S.10, Z.6, 7, 24-35; S.11, Z.9-11; S.14, Z.15-26) erklärt, kann ein Gemeinschaftsgarten nur aufgebaut werden, wenn die Initiatoren auch selbst vor Ort tätig sind. Dies ist sehr zeitintensiv und erfordert ein großes Engagement der Mitglieder. So stand denn auch in diesem Sommer das praktische Gärtnern im Vordergrund bei der Organisationsgruppe:

„Und da finde ich auch das man, zum Aufbau dieser Gruppen muss man da eigentlich immer mitgärtnern. (...) Auch um da anwesend zu sein. Wenn ich nämlich da nicht gärtner bin ich nicht anwesend. Und sozusagen für Gespräche über den Zaun und so kurze informative Austausch ist man halt, wenn man da ist ja dann ist das halt was ganz anderes als wenn man das nur so (...) verwaltet“ (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.10, Z.27, 28, 31-35).

Ohne das große Engagement der Gärtnerinnen und Gärtner, ihr Vertrauen in die Zusammenarbeit mit der Organisationsgruppe und untereinander sowie ihrem Bewusstsein für ökologische und gesellschaftliche Problemstellungen und dem Interesse am Gärtnern würde das Projekt nicht funktionieren.

Momentan beziehen sich die Hauptaktivitäten im Allmende-Kontor auf das Gärtnern. Später soll das Kontor jedoch, wie oben angedeutet, auch als Vernetzungs- und Anlaufstelle nach New Yorker Vorbild für die verschiedenen Gemeinschaftsgarteninitiativen der Stadt dienen. Auch ein Saatgutspeicher wurde wie erwähnt bereits angedacht. Die Mitglieder der Organisationsgruppe sind zudem mit der Koordination der anfallenden Arbeiten, der Organisation von gemeinschaftlichen Anlässen, der weiteren konzeptionellen Entwicklung des Projektes sowie der Finanzierung des Gartens beschäftigt.

Bis auf den Eintrag in die Mitgliederliste ist die Mitgliedschaft im Allmende-Kontor nicht formalisiert. Es besteht für niemanden eine Vereinspflicht und es werden auch keine Mitgliederbeiträge erhoben. Ebenso wenig gibt es ein verbindliches,

regelmäßig stattfindendes Plenum, wie das bspw. im Ton, Steine, Gärten der Fall ist (Malte Zacharias: S.5, Z.14-22). Grundsätzlich gilt das Prinzip der Offenheit gegenüber allen Interessierten (Christophe Kotanyi: S.2, Z.20, 21). So findet sich im Garten denn auch eine bunte Mischung an Gärtnerinnen und Gärtnern, welche die Bevölkerung im angrenzenden Wohngebiet widerspiegelt (Malte Zacharias: S.6, Z.6-9). Diese prinzipielle Offenheit scheint sich auf die Gärtnerinnen und Gärtnern übertragen zu haben: Während einer meiner Besuche wurde ich von einem älteren türkischen Herrn spontan zum Mitgärtnern eingeladen. Das ist eine bemerkenswerte Tatsache, da gerade die Einbeziehung von Migrantinnen und Migranten in solche Projekte nicht einfach ist (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.13, Z.17-19). Als einzige Zugangsbarriere kann die begrenzte Fläche des Gartens und damit auch die begrenzte Anzahl an Hochbeeten genannt werden. Aufgrund der großen Nachfrage und dem daraus entstehenden Platzmangel konnten ab Mitte August 2011 vorläufig keine neuen Mitglieder mehr in den Garten aufgenommen werden (ebd. S.11, Z.22, 23; S.12, Z.4-8; S.15, Z.30, 31).

Bereits der Name Allmende-Kontor weist auf die Gemeinschafts- und Außenorientierung des Gemeinschaftsgartens hin. Der Gemeinschaftsgarten soll ein Ort für die Allgemeinheit sein. Auch wer nicht selbst ein Beet im Garten bewirtschaftet, hat freien Zugang, kann sich den Garten ansehen, sich auf eine Bank setzen und die Atmosphäre genießen. Auch in der Zielsetzung des Projektes findet sich die Außenorientierung wieder. Das Allmende-Kontor soll zu einer Koordinationsstelle für die Berliner Gemeinschaftsgärtnerei werden und so einen Prozess der Weiterentwicklung der städtischen (Selbstversorger)Landwirtschaft, auch in Richtung einer Einkommen generierenden urbanen Landwirtschaft, fördern (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.7, Z.31-37). Des Weiteren sieht Elisabeth Meyer-Renschhausen (S.16, Z.7-10) die Gemeinschaftsgärten als Teil einer aktiven Bewegung gegen den Klimawandel und als Teil einer nachhaltigen Stadtentwicklung:

„Weil wir de facto aktiv was gegen den Klimawandel tun, wir machen das sozusagen nicht nur für uns und für uns als Arbeitslosen- oder sozusagen Gruppe die irgendwie vernünftig essen will, sondern wir machen das auch im Rahmen (...) der Begegnung des Klimawandels.“

Wie bereits oben erwähnt, bieten die Gärten gerade Arbeitslosen eine sinnvolle Beschäftigung und Bewegung und fungieren allgemein als Orte der aktiven Umwelt- und Ernährungsbildung der Bevölkerung (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.12, Z.11, 12). Es gibt auch Kooperationen mit anderen Initiativen oder es werden öffentliche Anlässe organisiert, wie z.B. im Rahmen des „Langen Tag der Stadtnatur“ im Sommer 2011.

Bei aller Außenorientierung ist aber auch – wie wohl bei den meisten Projekten – eine Innenorientierung auszumachen. So produzieren die Gärtnerinnen und Gärtner ganz klar für sich. Durch das Gärtnern werden die sozialen Beziehungen zwischen den Beteiligten sowie das individuelle Selbstvertrauen gefördert und es entstehen neue Freundschaften innerhalb der Gartengruppe (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.17, Z.14-17, 19, 20). Zudem ging aus den Gesprächen mit Malte Zacharias, Christophe Kotanyi und Elisabeth Meyer-Renschhausen hervor, dass auch das Allmende-Kontor gut mit anderen Berliner und auch internationalen Gartenprojekten vernetzt ist.

Wie Ton, Steine, Gärten und der Prinzessinnengarten ist auch das Allmende-Kontor ein durchaus politisches Projekt. Bereits im Vorfeld der Eröffnung des Tempelhofer Feldes setzten sich einige Mitglieder der Organisationsgruppe für die öffentliche Zugänglichkeit der Brachfläche ein (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.4, Z.21-25; S.5, Z.1-7, 14-17). Aber auch die Zielsetzung der Gartengemeinschaft, urbane (Selbstversorger)Landwirtschaft weiter zu entwickeln und als Bestandteil einer nachhaltigen Stadtentwicklung etablieren zu wollen, ist höchst politisch. Die Überlegungen, die zu dieser Forderung führen sind unterschiedliche. Zum einen scheint Selbstversorgung in der Stadt für immer mehr Menschen wieder ein Thema zu werden, da sie bspw. aus gesicherten Rahmenbedingungen herausfallen. Zum anderen beginnen immer mehr Menschen die industriell produzierten Nahrungsmittel und deren Qualität zu hinterfragen und möchten sich – soweit möglich – davon unabhängig machen.

Des Weiteren sind die ökologischen Aspekte dieser Gärten zu beachten, die meist biologisch bewirtschaftet werden (Christophe Kotanyi: S.3, Z.13-18; S.5, Z.13-17). Nebst der ökonomischen und der ökologischen Komponente gehören auch

die sozialen Aspekte einer Stadt zu deren nachhaltigen Entwicklung: In den Gärten können die Menschen selbst aktiv sein, etwas mit den Händen machen. Gärtnern spricht alle Sinne an und ist nebenbei auch noch aktive Umwelt- und Ernährungsbildung (Christophe Kotanyi: S.5, Z.18-26 / Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.12, Z.11-18). Zu dieser Bildung gehört auch die Ansprache von wichtigen Themen wie die Wassernutzung auf dem Feld oder Projekte wie die Social Seeds (BECKER et al. 2011)⁸⁴, die in ihrem Beet aktiv vormachen, wie man selbst Saatgut herstellen kann, unabhängig von global agierenden Großkonzernen.

„Das ist was die Leute begeistert. Ich darf was machen. Ich muss nicht nur spazieren wie die anderen, skaten oder spielen oder- aber ich darf etwas machen, konkret“ (Christophe Kotanyi: S.5, Z.24-26).

5.4.2 Art und Wirkung des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke

Wie bereits oben angedeutet, ist das Allmende-Kontor sehr informell organisiert, was auf informelles Sozialkapital deutet: Es besteht weder für die Gärtnerinnen und Gärtner noch die Mitglieder der Organisationsgruppe eine Vereinspflicht im Trägerverein. Auch werden keine Beiträge erhoben. Bei Interesse konnte man sich diesen Sommer einfach direkt auf dem Feld melden und, sobald man einen Platz und eine Beetnummer zugewiesen bekommen und seine E-Mail Adresse hinterlegt hatte, loslegen. Momentan ist die zur Verfügung stehende Fläche allerdings bis auf den letzten Platz belegt, so dass keine neuen Gärtnerinnen und Gärtner mehr aufgenommen werden können.

Die Beantwortung der Frage nach der Dichte der sozialen Beziehungen und Kontakte im Allmende-Kontor ist aufgrund der noch jungen Existenz des Gartens schwierig. Allgemein wird bestätigt, dass durchaus Freundschaften und stabile soziale Netzwerke entstehen können. Allerdings ist das nicht immer der Fall: „Gärten sind auch wie Familien“ (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.15, Z.17), es kann sowohl Freundschaften als auch Feindschaften geben (ebd. S.16, Z.27-30; S.17, Z.19, 20). Zudem erschweren unterschiedliche Tagesrhythmen soziale Kontakte (ebd. S.14, Z.2-4). Wie ich beobachten konnte, wurde meist in kleinen

⁸⁴ <http://www.social-seeds.net/>, 03.11.2011.

Gruppen von Freunden oder Familie gegärtet; Kontakte zwischen diesen Gärtnergruppen konnte ich jedoch nur selten beobachten.

Es sind aber tatsächlich bereits Freundschaften innerhalb der Gartengruppe entstanden (Malte Zacharias: S.10, Z.16-21). Während der Gartensaison im Sommer wurden gemeinsame Picknicks auf dem Feld organisiert und es gibt Überlegungen, was man im Winter machen könnte, damit die Kontakte nicht einschlafen. Wobei sich die sozialen Kontakte



Abbildung 15: Großes gemeinsames Picknick im Allmende-Kontor (Quelle: Eigenes Bild, Juli 2011).

im Winter, wenn im Garten nichts zu tun ist, unter den Gärtnerinnen und Gärtnern erfahrungsgemäß verringern (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.17, Z.25-27; S.18, Z.2-4). Feste und Kurse sind auf jeden Fall eine gute Möglichkeit, den Zusammenhalt in einer Gruppe zu fördern. Und gerade der enge Zusammenhang zwischen Gartenarbeit und Ernährung bietet immer wieder Anlass, zusammen zu kochen, zu essen und zu feiern (Malte Zacharias: S.12, Z.11-15). Insgesamt hatte ich den Eindruck, dass das Allmende-Kontor ein sehr geselliger Ort ist, an dem man sich gegenseitig hilft und Freunde und Familie zum Picknick mitbringt (vgl. Abbildung 15).

„Aber ansonsten denke ich, glaube ich eben weil die Motivationen eben ganz unterschiedliche sein können, oder dieses warum man das Gärtnern nötig hat oder warum einem das gut tut sozusagen sagen wir mal, kann unterschiedliche Gründe haben in jedem einzelnen Leben. Aber dadurch dass das hier zusammen kommt, und der gleichen Tätigkeit und man eben ins Tun kommt, das bietet irgendwie einen guten Boden für- um in Kontakt zu treten (...).“ (Malte Zacharias: S.12, Z.16-22).

Im Allmende-Kontor findet sich sowohl innen- als auch außenorientiertes Sozialkapital. Wie bereits in Kapitel 5.4.1 erläutert, steht der Name Allmende-Kontor für die nach außen, auf die Allgemeinheit und das Gemeinwohl gerichtete

Arbeit des Gartens. Das Angebot richtet sich an alle Interessierten und nicht nur an eine exklusive Gruppe der Gesellschaft. Die Außenorientierung wird durch öffentliche Anlässe und die öffentliche Zugänglichkeit unterstrichen. Neben diesem außenorientierten Sozialkapital findet sich im Allmende-Kontor aber auch innenorientiertes Sozialkapital. So sind die angebauten Kräuter und Gemüse für den Eigenbedarf bestimmt – die möglicherweise an Freunde oder andere Gärtnerinnen und Gärtner verschenkt oder getauscht werden – und neue Freundschaften bilden sich innerhalb der Gartengruppe und nicht mit Besucherinnen und Besuchern. Außenorientiertes Sozialkapital ist demnach insofern vorhanden, als alle eingeladen werden, im Garten mitzumachen und an den Beziehungen zu partizipieren sowie in Form sog. externer Nutzen wie gesteigerter Ästhetik und Biodiversität und der Beschäftigung mit öffentlichen Gütern. Innenorientiert sind die Beziehungen zwischen den Gärtnerinnen und Gärtner sowie die Bewirtschaftung der Beete.

Das Publikum im Allmende-Kontor ist auffallend gemischt. Von Leuten Anfang 20 bis zu älteren Menschen sind alle Alterskategorien vorhanden. Auch Kinder die mit ihren Eltern zum Gärtnern kommen konnte ich immer wieder beobachten. Es scheinen auch verschiedene soziale Schichten und Menschen aus unterschiedlichen Ländern und Kulturkreisen im Garten aktiv zu sein. Nebst Deutsch hörte ich auch Menschen, die Englisch, Türkisch oder Französisch zusammen sprachen. Die Gartengemeinschaft zeichnet wahrscheinlich ziemlich gut die Bevölkerungssituation im angrenzenden Schiller-Kiez und in Nordneukölln nach. Den Eindruck einer sehr gemischten Gartengruppe bestätigt Malte Zacharias (S.6, Z.4-9, 26, 34-36), weist jedoch auch darauf hin, dass doch ein gewisser Schwerpunkt an unter 30 Jährigen auszumachen sei. Dank eines Zeitungsinterviews wurde auch die türkische Nachbarschaft auf den Garten aufmerksam und beteiligt sich nun intensiv (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.11, Z.27-33). Auch die Besucherinnen und Besucher entstammen unterschiedlichen Alterskategorien, sozialen Schichten und Kulturkreisen. Die öffentliche Flughafenbrache zieht ein breites, gemischtes Publikum an. Einzig die Organisationsgruppe besteht hauptsächlich aus Akademikern (Malte Zacharias: S.6, Z.26-28). Nebst brückenbildendem werden im Allmende-Kontor also auch bindendes Sozialkapital und soziale Netzwerke gebildet.

5.4.3 Probleme und Unterstützungsmöglichkeiten

Ein Problem welches Christophe Kotanyi (S.6, Z.1-5; S.7, Z.4-11) für Gemeinschaftsgärten allgemein identifiziert, ist die Zusammenarbeit mit Behörden und Verwaltung. Seiner Meinung nach wollen die Behörden Gemeinschaftsgärten nicht, wegen des politischen Motivs welches hinter den Projekten steht und weil sie die Gärten als Anarchie empfinden. Wie bereits in Kapitel 5.3.3 erwähnt, ist es für die Verwaltung zudem ein Problem, dass es keine legale Struktur für die Gemeinschaftsgärten gibt: Sie unterstehen weder dem Kleingartengesetz noch den Regelungen für Privatgärten. Weil es Gärten sind, werden sie als Privatprojekte eingestuft, was bedeutet, dass die Gründung eines Gemeinschaftsgartens auf öffentlicher Fläche als Privatisierung angesehen wird. Aufgrund dieser Situation sieht Christophe Kotanyi eine Unterstützungsmöglichkeit für die Gärten im Abbau von solchen Verwaltungshürden (S9, Z.20, 21). Zudem müsste die Verwaltung mehr für die Allgemeinheit zugängliches Land – im Sinne der Allmenden – zur Verfügung stellen und kein Land mehr verkaufen (Elisabeth Meyer-Renschhausen: S.19, Z.1, 2).

In diesen Kontext passt auch das von Christophe Kotanyi (S.9, Z.24-29) identifizierte Problem der fehlenden Akzeptanz von Gemeinschaftsgärten bei vielen Leuten. Anscheinend werden Gemeinschaftsgärten oft mit Kleingärten gleichgesetzt, die jedoch als spießig und eher unerwünscht empfunden werden. Zudem sehen viele keine Notwendigkeit für Gemeinschaftsgärten. Sie sind zufrieden mit dem Gemüse aus dem Supermarkt und können den sozialen Mehrwert der Gemeinschaftsgärten nicht erkennen (ebd. S.9, Z.29-31). Es bedarf also noch an Aufklärung und Verbreitung des Gedankens der Gemeinschaftsgärten in der breiten Bevölkerung (ebd. S.9, Z.22, 31, 32).

„Weil das interessante ist, in Deutschland z.B. eines der Probleme ist, die Leute kapieren nicht gleich meistens. Weil wir haben hier die Kleingärten. Und die Kleingärten in Deutschland sind spießig. (...) Und man muss ihnen lange erklären, das sind keine Kleingärten. (...) Ein anderes Problem ist, dass die Leute sagen das brauchen wir hier in Deutschland gar nicht. Also im Supermarkt ist das Gemüse prima und billig. Und man muss erklären, ja, ja es sind andere Dinge“ (Christophe Kotanyi: S.9, Z.22-25, 27-31).

Ein weiteres allgemeines Problem, welches auch von anderen Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtnern in Gesprächen thematisiert wurde, ist der Vandalismus. Dabei werden Dinge im Garten aus Langeweile oder politisch motiviert beschädigt oder zerstört (Christophe Kotanyi: S.8, Z.12, 15-21). Dank den Öffnungszeiten, die ein Betreten des Tempelhofer Feldes in der Nacht verunmöglichen und dem Wachschatz der dort patrouilliert, hat das Allmende-Kontor allerdings kaum Probleme mit Vandalismus (ebd. S.9, Z.1-7).

Wie bei vielen Gemeinschaftsgärten spielt auch beim Allmende-Kontor Geld eine wichtige Rolle. Die 5'000 € Nutzungsgebühr die jährlich bezahlt werden muss, soll mithilfe von Spenden gedeckt werden. Zudem wird das Projekt in der Anfangsphase von der Stiftung Interkultur gefördert (Christophe Kotanyi: S.9, Z.11-15, 18, 20 / Malte Zacharias: S.11, Z.11-15). Die freiberuflich arbeitenden Mitglieder der Organisationsgruppe engagieren sich alle ehrenamtlich, Geld erhalten sie höchstens bei geförderten Projektkooperationen bspw. für Vorträge oder Führungen. Von diesen Honoraren wird dann ein Teil an den Garten gespendet (Malte Zacharias: S.11, Z.15-18, 23-27). Nebst Geldspenden werden auch Sachspenden gerne genommen (ebd. S.11, Z.30-36; S.12, Z.1-5).

Interne Spannungen sind ein wiederkehrendes Thema in den Gemeinschaftsgärten. Sei es aufgrund unterschiedlicher Zeitbudgets die in die Arbeit investiert werden, wegen des permanenten Geldmangels oder anderweitige Unstimmigkeiten (Christophe Kotanyi: S.12, Z.12-18, 20-23 / Malte Zacharias: S.16, Z.3-9). Fehlen, wie in selbstorganisierten Gemeinschaftsgärten, feste formale Strukturen und basiert alles auf freiwilligem Engagement, erschwert dies die Zusammenarbeit (Christophe Kotanyi: S.12, Z.24, 25, 28-30; S.14, Z.24, 25).

„(...) manche Sachen sind dadurch das es alles flexibel, also von den Zeitkontingenten was jedermann einbringen kann und so, dass manchmal wird es problematisch, es verschieben sich Dinge zu lange. Oder man denkt jemand anders macht das vielleicht, es passiert aber nicht“ (Malte Zacharias: S.16, Z.3-6).

Zu guter Letzt stellt sich auch die Organisationsgruppe des Allmende-Kontors die Frage, inwiefern sie mit ihrem Garten als Treiber zur Gentrifizierung der umliegenden Wohngebiete beitragen (Christophe Kotanyi: S.11, Z.3-9). Alleine

aufgrund der Schließung des Flughafens wurde bspw. für den angrenzenden Schillerkiez bereits eine Aufwertung prognostiziert. Eine Prognose, die durch steigende Neuvermietungsrenten gestützt wird (HOLM 2011: 225).

5.5 Ergänzende Informationen aus weiteren Berliner Gemeinschaftsgärten

Zum Schluss folgen nun noch die Ergebnisse aus drei weiteren Expertengesprächen, die mit Vertreterinnen und Vertretern von weiteren Gemeinschaftsgärten geführt wurden sowie einer schriftlichen Anfrage an eine Expertin.

Es handelt sich dabei einerseits um Gerda Muennich, Mitbegründerin des ersten Interkulturellen Gartens in Berlin, dem Wuhlegarten in Köpenick⁸⁵ und Vertreterin der AG Interkulturelle Gärten Berlin und Brandenburg. Der rund 4'000 m² große Garten wurde 2003 auf ehemaligem Kleingartengelände, nach dem Vorbild des ersten Interkulturellen Gartens in Göttingen, gegründet. Gärtnern diente Gerda Muennich schon immer als Ausgleich zum Arbeitsalltag (Gerda Muennich: S.4, Z.24-27)⁸⁶. Das Konzept für den Wuhlegarten wurde in Kooperation mit dem Grünflächenamt, dem Arbeitsamt, der lokalen Agenda21, der Ausländerbeauftragten des Bezirks, Vertretern des heutigen Trägervereins ISA (Indische Solidaritätsaktion) sowie Vertreterinnen und Vertretern von anderen Initiativen an einem Runden Tisch im Rathaus Köpenick ausgearbeitet. Die Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtner mussten sich die Gartenfläche also nicht erst illegal aneignen und erkämpfen.

Dr. Turgut Altug ist der Leiter des Türkisch-Deutschen Umweltzentrums in Berlin und Mitbegründer des Interkulturellen Gemeinschaftsgartens auf dem Kinderbauernhof im Görlitzer Park. Der Garten wurde 2008 in Kooperation mit dem Kinderbauernhof, der eine 200 m² große Fläche zur Verfügung stellte, und mit Unterstützung der Stiftung Interkultur gegründet (TÜRKISCH-DEUTSCHES

⁸⁵ In Anhang 1 findet sich ein Beobachtungsprotokoll aus dem Wuhlegarten, welches während des ungefähr zweistündigen Besuchs des Gartens gefertigt wurde. Darin enthalten ist auch eine ausführliche Beschreibung des Projektes.

⁸⁶ Interview mit Gerda Muennich am 09. August 2011 in Berlin.

UMWELTZENTRUM 2011)⁸⁷. Träger des Gartens ist das Türkisch-Deutsche Zentrum e.V.

Oliver Ginsberg hat ab 2004 beim Aufbau des Gemeinschaftsgartens Bunte Beete e.V. mitgeholfen, wo er auch heute noch aktiv gärt. Der 1'200 m² große Garten befindet sich auf dem Gelände des Oberstufenzentrum Handel in der Kreuzberger Wrangelstraße. Im Gegensatz zum Wuhlegarten oder dem Interkulturellen Gemeinschaftsgarten im Görlitzer Park war es hier eine Gruppe von Menschen die sich schon länger kannte, die sich eine geeignete Fläche für einen Gemeinschaftsgarten suchte (Oliver Ginsberg: S.2, Z.15-19, 25-29)⁸⁸. Sowohl der Gemeinschaftsgarten auf dem Kinderbauernhof als auch der Bunte Beete e.V. sind zwei weitere Beispiele für Gemeinschaftsgärten in Kreuzberg-Nordost.

Die Soziologin Christa Müller schliesslich ist geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung&ertomis sowie Leiterin der Stiftung Interkultur und beschäftigt sich seit vielen Jahren mit dem Themenkreis Urban Gardening. Die Stiftung Interkultur ist die bundesweite Koordinationsstelle des Netzwerks der Interkulturellen Gärten. Nebst der wissenschaftlichen Arbeit steht die Beratung und Unterstützung der verschiedenen Gärten im Vordergrund (STIFTUNG INTERKULTUR 2011c)⁸⁹. Leider war es nicht möglich, mit Frau Müller ein persönliches Gespräch zu führen. Alternativ stellte sie dafür einige ihrer Publikationen zusammen, welche die Beantwortung der Interviewfragen ermöglichten.

5.5.1 Beitrag zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken

Ohne Aufmerksamkeit im Sinne von Interesse an der Qualität des öffentlichen Lebens wären auch die drei oben eingeführten Gemeinschaftsgartenprojekte nicht zustande gekommen. In allen drei Fällen stand am Anfang die Wahrnehmung gesellschaftlicher Probleme – wie bspw. schlechte Ernährung, zu wenig Austausch zwischen den Kulturen, wenige sinnvolle Beschäftigungsmöglichkeiten

⁸⁷ http://umweltzentrum.tdz-berlin.de/index.php?option=com_content&view=article&id=115&Itemid=205&lang=de, 07.11.2011.

⁸⁸ Interview mit Oliver Ginsberg am 02. Juli 2011 in Berlin.

⁸⁹ <http://www.stiftung-interkultur.de/interkultur-ziele-aufgaben>, 07.11.2011.

für Migranten und Arbeitslose etc. – welche mithilfe eines Gemeinschaftsgartens wenigstens im Kleinen bekämpft werden können. Hinzu kommt das starke Vertrauen der Initiatoren und Initiatorinnen in die fruchtbare Zusammenarbeit mit Menschen. Alle betonen die Funktion der Gemeinschaftsgärten, unterschiedlichste Menschen zusammenzubringen und durch die gemeinsame Arbeit das gegenseitige Verständnis zu fördern (Turgut Altug: S.2, Z.7-11⁹⁰ / Oliver Ginsberg: S.7, Z.31-35):

„(...) weil wir Interkulturelle Gärten als Ort der Begegnung verstehen, nicht nur Ort des Gärtnerns sondern auch Ort der Begegnung. Und wo die Menschen zusammenkommen und sich austauschen können. Ich meine Menschen die aus unterschiedlichen Kulturkreisen hier im Land sind und die dort die Möglichkeit haben, sich auszutauschen, voneinander lernen und so weiter“ (Turgut Altug: S.2, Z.7-11).

„(...) bei uns war auch ganz klar im Vordergrund eben diese Kontakte, dieser Austausch auch interkulturelle Verständigung. Also mit Menschen sich auseinander zu setzen, denen man sonst per Zufall nicht begegnen würde oder jedenfalls nicht so persönlich begegnen würde“ (Oliver Ginsberg: S.7, Z.32-35).

Christa MÜLLER (2009: 85f.; 2010: 60) zeigt in ihren Artikeln auf, wie die globale Finanzkrise und die langsam versiegenden Ölquellen zu einem Umdenken in Teilen der Gesellschaft führen und bestätigt somit die empirischen Ergebnisse zu Aufmerksamkeit und Vertrauen. Der Wertverlust des Geldes lässt die Bedeutung von immateriellen Werten wie Freundschaft oder Partizipation an einem sozialen Netzwerk steigen. Gleichzeitig werden die industrialisierte Produktionsweise hinterfragt und lokale sowie regionale oder besser noch selbstgezugene Produkte zunehmend mehr geschätzt. Die Menschen wollen wieder mehr teilhaben an der Gesellschaft, aber auch an der Gestaltung der Nachbarschaft. Gemeinschaftsgärten bieten einen Ausgangspunkt, um diese Bedürfnisse zu befriedigen.

Für die Schaffung und Erhaltung der Gärten war und ist zudem viel persönliches, freiwilliges Engagement der Gärtnerinnen und Gärtner bzw. Initiatorinnen und Initiatoren nötig, welches – wie in den Gesprächen deutlich wurde – eindeutig

⁹⁰ Interview mit Turgut Altug am 28. Juli 2011 in Berlin.

vorhanden ist. Aber nicht nur die Initiatoren und Initiatorinnen der Gemeinschaftsgärten verfügen über diese drei Grundvoraussetzungen für die Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken. Auch die beteiligten Gärtnerinnen und Gärtner zeichnen sich durch großes Engagement, starkes Vertrauen und Aufmerksamkeit aus. Ansonsten würden die Gärten gar nicht funktionieren. Natürlich engagieren sich nicht alle in gleichem Maße, wie immer wieder betont wird (Oliver Ginsberg: S.3, Z.36, 37; S.4, Z.1-4 / Gerda Muennich: S.8, Z.8-13). Aber jeder und jede nach den individuellen Möglichkeiten und Wünschen. MÜLLER (2008: 4)⁹¹ weist zudem darauf hin, dass sich meist Menschen aus der Mittelschicht freiwillig engagieren, nicht jene aus der Unterschicht.⁹² Obwohl wahrscheinlich jeder Mensch gerne etwas Sinnvolles für ein großes Ganzes tun möchte, engagiert sich nicht, wer nicht anerkannt und respektiert wird in der Gesellschaft. Gemeinschaftsgärten aber mit ihrem ressourcenorientierten Ansatz, der an den Fähigkeiten und dem Wissen jedes Einzelnen ansetzt, produzieren Anerkennung und motivieren so auch ärmere Bevölkerungsteile, sich zu engagieren.

Die Hauptaktivitätsbereiche der drei Gemeinschaftsgärten konzentrieren sich auf das Gärtnern nach biologischen Richtlinien. In allen drei Gärten gibt es sowohl individuelle als auch Gemeinschaftsbeete. Es werden auch immer wieder Feste gefeiert, die sowohl öffentlich als auch nur für die Gärtnerinnen und Gärtner gedacht sind. Zudem gibt es manchmal gemeinschaftliche Aktionen wie z.B. der Bau eines Lehmofens.

Im Gemeinschaftsgarten Bunte Beete und im Gemeinschaftsgarten im Görlitzer Park hat jeder und jede, sobald ein Beet frei wird, die Chance mit zu gärtnern. Wer gerne im Garten mitmachen möchte, meldet sich per E-Mail oder direkt im Garten (Oliver Ginsberg: S.14, Z.28-30). Wer bei den Bunten Beeten gärtnern will, muss sich anschließend im Gartenplenum vorstellen und dann dem Gartenverein beitreten. Die Mitgliedschaft kostet jährlich 20 € (ebd. S.6, Z.36, 37; S.7, Z.1; S.14, Z.10-24). Im Wuhlegarten dagegen unterliegt die Vergabe der Beete einem klaren Konzept, um die Interkulturalität des Gartens zu sichern (Gerda Muennich: S.9,

⁹¹ <http://www.stiftung-interkultur.de/dmdocuments/C.Mueller.Uni%20Kassel%202008.pdf>, 23.06.2011.

⁹² Nachzulesen u.a. auch bei OFFE und FUCHS (2001: 500) sowie PUTNAM (2001: 764).

Z.14-18). Ansonsten wird die Vergabe der Beete relativ flexibel gehandhabt, man kann auch ohne eigenes Beet mitmachen (ebd. S.20, Z.20-25). Die Gärtenrinnen und Gärtner erhielten zu Beginn alle einen Untervertrag (ebd. S.27, Z.9-11). Die Miete für eines der 40 m² großen Beete kostet pro Monat 5 €. Die Formalisierungsgrade der Mitgliedschaft sind offensichtlich unterschiedlich, genauso wie die Offenheit gegenüber neuen Mitgliedern. Allerdings scheint der Vereinszwang keine Zugangsbarriere für neue Mitglieder darzustellen (Oliver Ginsberg: S.14, Z.15-20). Eher als Zugangsbarriere gewertet werden kann das Konzept der Vergabe im Wuhlegarten, welches gewisse Menschen von vornherein ausschließt sowie das Vorstellen im Gartenplenum, welches manche Interessenten möglicherweise abschreckt.

In den Gesprächen mit Gerda Muennich, Turgut Altug und Oliver Ginsberg kam – wie auch bei den Fallbeispielen – zum Ausdruck, dass es sich bei den Gärten sowohl um innen- wie auch außenorientierte Projekte handelt. Gegärtnert wird hauptsächlich für den Eigenbedarf und es werden auch immer wieder interne Feste und Veranstaltungen organisiert (Turgut Altug: S.2, Z.16-20 / Oliver Ginsberg: S.6, Z.20-26). Daneben ist aber auch eine Außenorientierung in Form von öffentlicher Zugänglichkeit zumindest zu bestimmten Zeiten, Führungen, Workshops oder der Auseinandersetzung mit politischen und gesellschaftskritischen Themen zu erkennen (Turgut Altug: S.2, Z.25-29; S.6, Z.35, 36; S.7, Z.1 / Oliver Ginsberg: S.4, Z.22-25; S.13, Z.12-23). Auch die Kooperation mit anderen Vereinen und Initiativen kann der Außenorientierung zugerechnet werden (Turgut Altug: S.5, Z.24-26) Zudem hat Engagement von Menschen gemäß Oliver Ginsberg (S.12, Z.31-33; S.13, Z.5-10) immer Ausstrahlung auf ihr Umfeld oder den Stadtteil:

„Wenn Menschen irgendwo in einem Stadtteil sich für irgendwas engagieren, dann strahlt das immer auf den Stadtteil aus“ (Oliver Ginsberg: S.12, Z.32, 33).

Für Christa MÜLLER (2011b: 29) sind die urbanen Gemeinschaftsgärten Orte einer neuen Politik, in denen sich der Widerstand gegen die zunehmende Ökonomisierung und Industrialisierung der Gesellschaft ausdrückt. Diese Aussage wird in den Gesprächen bestätigt. Ein wichtiges Thema, welches im Zusammenhang mit den Gemeinschaftsgärten immer wieder zur Sprache kam, ist

die Selbstversorgung mit gesunden Lebensmitteln. In vielen Gemeinschaftsgärten wird nach ökologischen Richtlinien gegärtnert (Turgut Altug: S. 2, Z.12-15). Bereits Kinder lernen in den Gärten frische, gesunde Lebensmittel kennen und schätzen und die Gärtnerinnen und Gärtner befassen sich durch die Arbeit mit Ökologie, Umweltschutz und Nachhaltigkeit (ebd. S.4, Z.13-15):

„Ein Ort bei dem die Kinder Natur erfahren können. Und an dem die Menschen die dort gärtnern auch sich mit dem Umweltschutz, Ökologie, Nachhaltigkeit und so weiter beschäftigen können.“

Ein Garten ermöglicht eine von den Gemüseregalen der Supermärkte unabhängige Entwicklung des Geschmacks und beeinflusst das Verhältnis zur eigenen Ernährung (Oliver Ginsberg: S.8, Z.14-19 / Gerda Muennich: S.40, Z.7-11). Auch die freie Meinungsbildung, welche in den Gärten im Kontext und in der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Menschen die dort tätig sind stattfindet, kann als durchaus politisch angesehen werden (Gerda Muennich: S.37, Z.19-26). Ebenso sind der Umgang und das Zusammenleben mit Menschen aus anderen Kulturen ein präsent Thema. Insgesamt engagieren sich die Gärtnerinnen und Gärtner für eine nachhaltigere Gesellschaft (Turgut Altug: S.8, Z.33-35; S.9, Z.1, 2).

5.5.2 Art und Wirkung des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke

Die Frage, ob es sich in den drei Gärten um informelles oder formelles Sozialkapital handelt, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Offensichtlich sind beide Arten von Sozialkapital vorhanden. Auf die Unterschiede im Grad der Formalisierung der Mitgliedschaft wurde bereits in Kapitel 5.5.1 hingewiesen. Ebenso auf die teils eingeschränkte Zugänglichkeit der Gärten, sei dies aufgrund von Öffnungszeiten oder von Auswahlkriterien. Trotzdem sind die Gärten ziemlich informell organisiert. Dies legt die Vermutung nahe, dass es sich zum großen Teil um informelles Sozialkapital handelt.

Turgut Altug (S.6, Z.11, 12; S.7, Z.35) bestätigt, dass sich im Gemeinschaftsgarten im Görlitzer Park eine stabile und gut vernetzte Gemeinschaft, mit Freundschaften die auch über den Garten hinaus reichen

gebildet hat. Diese Beziehungen werden nebst der Arbeit im Garten durch gemeinsame Anlässe gefestigt (ebd. S.2, Z.16-20). Turgut Altug (S.2, Z.7-9; S.8, Z.5-8) sieht die Gärten in erster Linie als Orte der Begegnung, die besonders für Migrantinnen und Migranten wertvoll seien, da sie hier Anerkennung für ihr Wissen und Wertschätzung erhielten. Auch Oliver Ginsberg (S.11, Z.10, 11; S.17, Z.27-30) bestätigt, dass sich im Gemeinschaftsgarten neue Beziehungen und Netzwerke bilden. Er weist aber auch auf die saisonal schwankende Intensität dieser Beziehungen hin (ebd. S.7, Z.5-9). Insgesamt ist es, wie auch bei den Fallbeispielen, relativ schwierig, die Dichte des vorhandenen Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke zu bestimmen. Allerdings weisen die Aussagen der Interviewten darauf hin, dass in den Gärten ein relativ dichtes Netz an Beziehungen besteht, welches jedoch in seiner Dichte saisonalen Schwankungen unterliegt. Häufig entstehen auch Beziehungsgeflechte, welche die Nachbarschaft mit einschließen, sich nicht nur auf den Garten konzentrieren und ein Wiedererkennen auf der Straße ermöglichen (MÜLLER 2008: 7). Zum einen bieten die Gemeinschaftsgärten für die Gärtnerinnen und Gärtner einen Ausgangspunkt, um sich die Nachbarschaft zu erschließen. Zum anderen sind die Gärten meist öffentlich, und damit für die Nachbarschaft, zugänglich (ebd. 6).

Wie bereits in Kapitel 5.5.1 erwähnt, finden sich in den drei Gärten gemäß der Aussagen der Interviewten sowohl innen- als auch außenorientiertes Sozialkapital und soziale Netzwerke. Abgesehen von der außenorientierten grundsätzlichen Haltung, sich für eine nachhaltigere Gesellschaft einzusetzen, scheint sich die Außenorientierung des Wuhlegartens, des Gemeinschaftsgartens im Görlitzer Park und der Bunten Beete auf wenige spezielle Anlässe zu beschränken. Das Sozialkapital und die sozialen Netzwerke in den Gärten sind deshalb vermutlich eher innen- denn außenorientiert.

In allen drei Gemeinschaftsgärten scheint es nach der Auswertung der Gespräche hauptsächlich brückenbildendes Sozialkapital zu geben. Sowohl Oliver Ginsberg (S.10, Z.5, 6) als auch Gerda Muennich (S.36, Z.8-11) betonten, dass die Gemeinschaftsgärten Menschen aus unterschiedlichsten Hintergründen zusammenbringen würden. Entsprechend sind auch die jeweiligen Zusammensetzungen der Gartengemeinschaften sehr gemischt (Turgut Altug:

S.2, Z.9-11 / Oliver Ginsberg: S.4, Z.35, 36; S.5, Z.1-7; S.9, Z.35-37; S.10, Z.1-5 / Gerda Muennich: S.14, Z.14-18). Hinzu kommt, dass die Gärtnerinnen und Gärtner in den Gemeinschaftsgärten als Menschen angesehen werden und nicht als Repräsentanten einer sozialen Schicht oder einer Kultur (Oliver Ginsberg: S.12, Z.11-15):

„Und das ist das Wichtige in so einem Projekt, dass Menschen sich persönlich begegnen und jetzt nicht nur als Repräsentanten von irgendwas (...), wir kennen die Menschen mit Vornamen und es (...) spielt dann irgendwann gar keine Rolle mehr was für einen Hintergrund die haben, sondern man kennt sich halt und fertig.“

Es wird auch niemand nach seiner Aufenthaltserlaubnis oder seiner politischen Einstellung gefragt:

„(...) so ein Gemeinschaftsgarten auch ein Ort ist, an dem eben auch jemand der irgendwo eine Partei zu vertreten hat, eben nicht auf seine Parteifunktion reduziert wird und damit in einen Topf geschmissen wird, sondern vielleicht damit ob er größere Tomaten hat (...)“ (Gerda Muennich: S.38, Z.26-30).

In den Gärten treffen Menschen mit den unterschiedlichsten Hintergründen zusammen und müssen versuchen zusammen zu arbeiten, Gemeinsamkeiten zu entdecken (MÜLLER 2008: 3). Die unausweichlichen Konflikte, die aus einer solchen Situation entstehen, tragen vermutlich maßgeblich zur Bildung von brückenbildendem Sozialkapital bei.

5.5.3 Probleme und Unterstützungsmöglichkeiten

Angesprochen auf Probleme und allfällige Unterstützungsmöglichkeiten zeigte sich, dass wiederum die Bürokratie als Hindernis für die Gärten angesehen wird (Turgut, Altug: S.9, Z.21, 22). Entsprechend wird der Wunsch nach mehr Unterstützung von Seiten der Stadt und der Abbau von bürokratischen Hürden geäußert (Oliver Ginsberg: S.17, Z.8-19, 33-36). Christa MÜLLER (2010: 61f.) weist zudem auf das Problem des fehlenden Rechtsschutzes für Gemeinschaftsgärten hin.

Ein weiteres Problem scheint im generellen Mangel an geeigneten Freiflächen zu liegen, v.a. in den dicht bebauten innerstädtischen Stadtteilen (Turgut Altug: S.9, Z.17, 19 / Oliver Ginsberg: S.5, Z.12-14). Auch Christa MÜLLER spricht diesen Umstand an (2008: 6). Entsprechend wird der Wunsch geäußert, dass die Stadt bei der Suche nach einer geeigneten Fläche behilflich ist, bzw. dass geeignete Flächen vorrangig an Gartenprojekte vergeben werden (Turgut Altug: S.9, Z.29-37; S.10, Z.1-3 / Oliver Ginsberg: S.18, Z.12-19). MÜLLER (2008: 2, 4; 2010: 61) fordert die gezielte Bereitstellung von Freiflächen sowie eine städtische Bodenvorratspolitik, die nicht nur kommerzielle Belange berücksichtigt. Gerda Muennich (S.34, Z.6, 8, 26-30, 31-37; S.35, Z.1-5, 26-29; S.42, Z.11-13) bringt mit ihren Forderungen den Allmende-Gedanke zum Ausdruck: Städtische Freiflächen müssen erhalten oder neu geschaffen werden. Dabei ist es wichtig, diese Räume nicht zu schnell zu verplanen, sie erst einmal frei und unstrukturiert zu lassen um so spontane Nutzungen und Aushandlungsprozesse zu ermöglichen, an denen sich alle Interessenten beteiligen können. Die Entscheidungsträger müssten Freiflächen als etwas Wichtiges in der Stadt anerkennen und die Gemeinschaftsgärtner unterstützen. In diesem Zusammenhang wird auch der Wunsch nach mehr Unterstützung für freiwilliges Engagement geäußert (Oliver Ginsberg: S.19, Z.15, 16, 24-37; S.20, Z.1-3).

„Die Vielfalt an partizipativen städtischen Nutzgärten wächst – und ebenso ihre Nachfrage. Traditionelle Formen des Gärtnerns treffen heute auf neue, sozial innovative Nutzungskonzepte. Dem muss Rechnung getragen werden“ (MÜLLER 2010: 61).

Was in diesen drei Fällen kaum ein Problem zu sein scheint ist Vandalismus (Turgut Altug: S.10, Z.9, 10 / Oliver Ginsberg: S.4, Z.27-33). Dies liegt vermutlich an den durch Zäune und Gartentore geschlossenen Gärten. Ebenfalls nicht angesprochen oder verneint wurden mögliche negative Auswirkungen von Gemeinschaftsgärten auf ihre Nachbarschaft (Oliver Ginsberg: S.11, Z.32, 33).

Dafür wurde auf die Notwendigkeit finanzieller Hilfe für die Gärten hingewiesen. Mithilfe von Fördermitteln können kostspielige Anschaffungen gemacht oder Stellen gefördert werden (Oliver Ginsberg: S.18, Z.1-5 / Gerda Muennich: S.31, Z.21-23, 30-36).

Abschließend noch eine Bemerkung von Oliver Ginsberg (S.16, Z.10-14) bezüglich der Erwartungen an Gemeinschaftsgärten:

„Es ist vielleicht so, dass die Ansprüche oder Erwartungen am Anfang grösser waren, was sich da alles entfalten, entwickeln kann und soll. Und der Alltag ist dann manchmal eben nicht so spannend (...)“

Die Darstellung der Ergebnisse in diesem zweiten Teil der vorliegenden Arbeit hat die Vielfalt der Gemeinschaftsgärten aufgezeigt. Sie unterscheiden sich in ihrer Entstehungsgeschichte, teilweise in ihren Beweggründen, Zusammensetzungen, Zielen und Motivationen. Des Weiteren wurde auch deutlich, dass in den Gärten durchaus Sozialkapital und soziale Netzwerke gebildet werden. Im Folgenden dritten Teil, den Schlussfolgerungen, werden diese Ergebnisse nun auf der Grundlage der in Kapitel 2 eingeführten Theorie interpretiert, mit dem Ziel, die in Kapitel 3 gestellten Forschungsfragen zu beantworten.

TEIL III - SCHLUSSFOLGERUNGEN

6. Urbane Gemeinschaftsgärten als Keimzellen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken?

Unter Rückbezug auf die in Kapitel 2 erläuterten theoretischen Grundlagen folgt in diesem Kapitel die Interpretation der in Kapitel 5 dargestellten Ergebnisse. Auf der Grundlage dieser Interpretationen werden die in Kapitel 3 gestellten Forschungsfragen beantwortet. Die Beantwortung dieser Fragen führt schlussendlich zum Fazit, mit welchem dieses Kapitel abschließt.

6.1 Wie können urbane Gemeinschaftsgärten zur Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und somit zur Bildung von sozialen Netzwerken beitragen?

Um die Frage nach der Bildung und der Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken beantworten zu können, muss erst einmal geklärt werden, ob in den Gemeinschaftsgärten überhaupt Sozialkapital und soziale Netzwerke gebildet werden. Bereits in den Ausführungen zu Gemeinschaftsgärten in den Kapiteln 1.2 und 1.3 wurde dargestellt, dass die sozialen Aspekte des gemeinschaftlichen Gärtnerns bei den meisten Gemeinschaftsgärten im Vordergrund stehen. Dies gilt auch für die untersuchten Fallbeispiele. Wie in Kapitel 5 dargelegt, gründen alle drei Gemeinschaftsgärten zu einem guten Teil auf dem Bedürfnis, vermehrt mit den Menschen in der Umgebung in Kontakt zu kommen, vor allem auch mit denen, die man im Alltag nicht trifft. Ihr explizites Ziel ist es also, soziale Beziehungen und Kontakte herzustellen und dadurch ein diversifiziertes soziales Netzwerk aufzubauen, welches auch die von der Gesellschaft exkludierten Menschen mit einschließt und den Gemeinsinn der Beteiligten aber auch der Nachbarschaft stärkt. Dass dies auch tatsächlich funktioniert, bestätigten alle Interviewpartner und -partnerinnen. In allen Gärten sind Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten und Kulturen engagiert. Im Ton, Steine, Gärten und im Allmende-Kontor gelang es auch die türkische Community – die oft sehr isoliert lebt – mit einzubinden.

Ein nicht selbstverständlicher Erfolg, auch wenn die türkischen Gärtnerinnen und Gärtner wie im Ton, Steine, Gärten dann doch oft unter sich bleiben. Gemeinschaftsgärten haben demnach auch ein großes Potenzial, Integration zu fördern; für Andrea Binke sind sie gar die einzige sinnvolle Möglichkeit, die existierenden urbanen Parallelgesellschaften aufzuweichen. Diese heterogene Zusammensetzung der Gartengemeinschaft erfordert Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe über soziale, demographische oder kulturelle Grenzen hinweg, ohne die die Gärten kaum denkbar wären. Diese Zusammenarbeit gründet auf immer wieder kehrenden Aushandlungsprozessen, welche die Beziehungen und den Zusammenhalt innerhalb der Gartengruppen aufbauen und stärken. Durch die gemeinsame Arbeit entstehen Freundschaften. Somit kann also bestätigt werden, dass in den Gemeinschaftsgärten Sozialkapital und soziale Netzwerke gebildet werden.

Wieso aber funktioniert die Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken im Rahmen der Gemeinschaftsgärten? Wie in Kapitel 2.1.1 erläutert, bildet die Aufmerksamkeit jedes Einzelnen – sprich dessen Interesse an der Qualität des öffentlichen Lebens in seinem Wohnumfeld – die Grundlage für die Bildung von Sozialkapital, denn sie ist eine Grundvoraussetzung für freiwilliges Engagement (OFFE und FUCHS 2001: 418f.). Ein weiterer Schlüsselbegriff ist Vertrauen, welches sowohl Quelle als auch Produkt von Sozialkapital und sozialen Netzwerken sein kann (HEALY und CÔTÉ 2004: 50). Personen mit schwachem Vertrauen gehen davon aus, dass ihnen andere Menschen im Umgang mit ihnen wohlgesonnen sind. Starkes Vertrauen beschreibt den Glauben, dass sich aus der Kooperation mit anderen auch ein gegenseitiger Nutzen ergibt (OFFE und FUCHS 2001: 419). Die wichtigste Komponente bei der Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken aber ist das freiwillige, gemeinwohlorientiert Engagement der Menschen in Vereinigungen mit sog. bürgerschaftlichem Organisationsrahmen (ebd.).

Wie die empirischen Untersuchungen gezeigt haben, scheinen diese drei Schlüsselkomponenten für die Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken auch die Grundvoraussetzungen zu sein, welche die Menschen in den Gemeinschaftsgärten mitbringen. Ohne Interesse für die Qualität des öffentlichen

Lebens in der Nachbarschaft, ein grundsätzliches Vertrauen in die Mitmenschen sowie das tatsächliche Engagement im Garten würden die Gemeinschaftsgärten nicht entstehen. Die Gärtnerinnen und Gärtner bringen also bereits einen gewissen Bestand an Gemeinsinn in die Gärten mit ein und sind in ihrem Handeln mehr oder weniger Gemeinwohlorientiert. Vermutlich sind die drei Komponenten bzw. ein gewisser Bestand an Gemeinsinn und Gemeinwohlorientierung gerade bei den Initiatorinnen und Initiatoren solcher Projekte besonders stark ausgeprägt. Ihr Interesse an der Qualität des öffentlichen Lebens muss so ausgeprägt sein, dass sie die Mühe auf sich nehmen, ein solches Projekt ins Leben zu rufen und andere dafür zu motivieren. Dafür muss auch das Vertrauen in eine gute Zusammenarbeit mit anderen stark sein. All dies ist schlussendlich von einem sehr großen freiwilligen Engagement dieser Personen abhängig. Für die Gründung eines Gemeinschaftsgartens scheint es also zentral, dass sich eine Gruppe von Menschen zusammenfindet, die bereits über einen gewissen Bestand an Sozialkapital verfügt.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die Initiatorinnen und Initiatoren der drei untersuchten Gemeinschaftsgärten praktisch alle über einen relativ hohen Bildungsstand verfügen, bzw. Akademiker und Akademikerinnen sind. Das entspricht den wissenschaftlichen Erkenntnissen zum freiwilligen Engagement (vgl. OFFE und FUCHS 2001: 500; PUTNAM 2001: 764).

Die Intensität der Ausprägung dieser Merkmale variiert bei jedem einzelnen Mitglied. Nicht alle beteiligen sich gleich stark. Sind die Voraussetzungen jedoch erst einmal geschaffen, finden sich – wie sich in den Gesprächen gezeigt hat – relativ schnell viele Leute, welche diese Aufmerksamkeit, das Vertrauen und das Engagement teilen und mitmachen wollen. So werden Sozialkapital und soziale Netzwerke innerhalb der Gärten kontinuierlich akkumuliert. Es hat sich gezeigt, dass für die Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken jedoch noch weitere Faktoren und Umstände eine wichtige Rolle spielen.

Wie in den Gesprächen deutlich wurde, stellen die Gemeinschaftsgärten einen Raum dar, in welchem sich Menschen mit den unterschiedlichsten Hintergründen treffen und unvoreingenommen in Kontakt kommen können. Dabei steht es aber

allen frei, inwiefern sie sich an dieser Gemeinschaft beteiligen wollen. Die Gemeinschaftsgärten bieten quasi ein Interaktions- und Kommunikationsangebot, ohne jemanden zur Partizipation zu zwingen. Gemäß den Erfahrungen der interviewten Personen kommt man über das gemeinsame Arbeiten im Garten früher oder später immer in Kontakt, auch wenn es in manchen Fällen Jahre dauert.

„Das, was er [der Garten; B.B.] als erstes bietet, ist die Möglichkeit zur Kommunikation, obwohl er gerade nicht – wie etwa ein Begegnungszentrum – explizit auf Begegnung ausgerichtet ist. Man geht in den Garten, um Kartoffeln anzubauen oder um sich unter einen Baum zu setzen. Man kann sprechen, man muss aber nicht“ (MÜLLER 2009: 86).

Die gemeinsame Arbeit im Garten, das gemeinsame Erleben von Erfolgserlebnissen und Missernten, die Aushandlung von Differenzen, dies alles trägt zu einem günstigen Klima für die Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken bei. Und Differenzen gibt es immer wieder, wie auch in den Gesprächen deutlich wurde. In den Gärten treffen sich die unterschiedlichsten Menschen. Was sie verbindet – sozusagen ihr gemeinsamer Wert (vgl. Kapitel 2.1.1) – ist die Faszination für das Gärtnern; ein Thema welches offensichtlich Menschen mit den unterschiedlichsten Hintergründen anspricht. Aber gerade diese Heterogenität bietet immer wieder Konfliktpotenzial und es gilt, in all den Unterschieden zwischen den Gärtenrinnen und Gärtnern die Gemeinsamkeiten zu entdecken, Toleranz und Verständnis für andere Ansichten und Handlungsweisen zu entwickeln. Eben solche Aushandlungsprozesse befördern in der Regel die Bildung von Sozialkapital, stärken das soziale Netzwerk und haben auch positive Effekte auf die Nachbarschaft. Denn Diskussionen die auf denselben Wertvorstellungen fußen sind leichter zu führen als Aushandlungsprozesse, in denen die eigenen Einstellungen hinterfragt werden müssen. In manchen Gärten, wie bspw. im Ton, Steine, Gärten, wird die Zusammenarbeit gezielt gefördert, indem Beete nicht an Einzelpersonen vergeben werden. So ist man gezwungen, sich mit den anderen zu arrangieren, Kontakte und soziale Beziehungen aufzubauen. Und die Erfahrung gibt der Methode recht, es scheint gut zu funktionieren. Allerdings kann nicht ausgeschlossen werden, dass solche Auseinandersetzungen auch einmal das Ausscheiden eines Mitgliedes zur Folge haben, wenn die Differenzen unüberbrückbar sind.

Viele Aushandlungsprozesse spielen sich auch in den Organisationsgruppen ab. Wenn es um die Weiterentwicklung des Gartens geht, finanzielle Fragen oder andere wichtige Entscheidungen getroffen werden müssen. Gerade in jungen Gärten wie dem Allmende-Kontor wird viel Zeit auf solche Diskussionen verwendet. Immer wieder Anlass für Diskussionen bieten auch die unterschiedliche Intensität des Engagements der Einzelnen oder der oft schwierige Umgang mit Behörden.

Die so entstandenen sozialen Kontakte werden durch Feste weiter gestärkt. Dabei wird in manchen Fällen auch die Nachbarschaft mit einbezogen, wodurch sich das soziale Netzwerk noch erweitert. Weitere wichtige Komponenten, die in diesem Zusammenhang genannt werden können, sind die öffentliche Zugänglichkeit und Offenheit der Gärten sowie der geringe Formalisierungsgrad der Mitgliedschaft. Wer Interesse hat in einem der Gärten ein Beet zu erhalten, spricht einfach jemanden im Garten an. In den Gemeinschaftsgärten herrscht ein spürbares Klima der Offenheit, welches den Einstieg erheblich erleichtert und es auch Besucherinnen und Besuchern erlaubt, staunend zwischen den Beeten zu spazieren oder sich einfach ein bisschen auf einer Bank zu entspannen.

In der öffentlichen Zugänglichkeit lassen sich jedoch auch deutliche Unterschiede zwischen den drei Fallbeispielen ausmachen. Während der Ton, Steine, Gärten immer offen sein muss – und mit dieser Öffentlichkeit manchmal auch zu kämpfen hat – haben der Prinzessinnengarten und das Allmende-Kontor klare Öffnungszeiten. Auch die Möglichkeiten der Mitarbeit unterscheiden sich: Im Allmende-Kontor bewirtschaftet man das selbst gebaute Hochbeet, im Ton, Steine, Gärten wird man sich ein Beet mit möglicherweise unbekanntem Menschen teilen müssen und im Prinzessinnengarten kann man zwei Mal wöchentlich mithelfen. Wobei die etwas chaotische Organisation dieser Gartenarbeitsstunden nicht jedermanns Sache ist. Wenn Mitgliederbeiträge gefordert werden, dann sind sie so gering, dass sich auch Menschen mit niedrigem Einkommen eine Teilnahme leisten können. Diese Offenheit und die mehr oder weniger niedrige Einstiegsschwelle fördern wiederum die Heterogenität der Gartengemeinschaft, weil so praktisch allen ermöglicht wird, sich zu beteiligen. Aber auch die Bildung sozialer Kontakte ist in einem so offenen Klima vereinfacht. Wie in Kapitel 3.2

dargelegt, tragen sehr offene Vereinigungen wie die Gemeinschaftsgärten mehr zur Bildung und Reproduktion von Sozialkapital bei als geschlossene.

Auch die politische Ausrichtung der Gemeinschaftsgärten und die sich daraus ergebende Außenorientierung sind wichtige Komponenten bei der Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken (vgl. Kapitel 3.2). Wie in den Gesprächen deutlich wurde, sind Themen wie Integration von exkludierten Gesellschaftsschichten, Nahrungssouveränität, Biodiversität, das Recht auf qualitativ hochwertiges Grün in der Stadt, selbst etwas tun und gestalten zu wollen, sich einen Ort durch Subsistenzarbeit mit allen Sinnen anzueignen oder sinnstiftende – in manchen Fällen sogar bezahlte – Beschäftigungsmöglichkeiten für Menschen bereitzustellen sehr präsent in den Gemeinschaftsgärten. Es geht den Gärtnerinnen und Gärtnern also nicht nur darum, etwas für sich selbst zu tun, sondern die Gärten haben auch einen klaren Fokus auf Themen, welche die gesamte Gesellschaft betreffen.⁹³ Dabei lassen sich in den Gärten auch unterschiedliche Schwerpunkte erkennen. Einige der Interviewpartnerinnen und -partner sprachen von informeller Bildung im Garten. Bildung also, die durch das gemeinschaftliche Arbeiten im Garten oder auch nur durch den Besuch des Gartens passiert, gerade auch für Kinder: Die Gemeinschaftsgärten sind Orte der freien Meinungsbildung, jenseits von Medien und theoretischem Wissen. So bilden sich Werte, welche die Menschen auch in anderen Lebensbereichen beeinflussen und sie möglicherweise ein Leben lang begleiten.

Wichtig ist auch die Anerkennung, welche die Menschen in den Gemeinschaftsgärten für ihr Wissen und ihre Fähigkeiten im Umgang mit Pflanzen erhalten. Wissen, welches im Berufsalltag oft nichts wert ist. Gerade für Menschen die aus gesicherten Zusammenhängen gefallen sind, ist es sehr wertvoll, in den Gärten Respekt und Anerkennung zu erhalten. Das motiviert für weiteres Engagement, erleichtert die Knüpfung sozialer Kontakte und holt die Menschen aus ihrer sozialen Isolation. Für sie können die Gärten Ausgangspunkt für die weitere Erschließung ihrer Nachbarschaft sein. Die Erdung, welche die Menschen

⁹³ Elisabeth MEYER-RENSCHHAUSEN (2004: 147) beschreibt das Empowerment von ehemals marginalisierten Menschen durch die Arbeit in New Yorker Community Gardens: „Durch das Community Gardening werden aus Marginalisierten Integrierte, aus ehemaligen Wahlverweigerern aktive Staatsbürger, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen.“

durch die Arbeit im Garten erfahren und das aktive Gestalten eines Stadtraumes ermöglichen das Ankommen und die Verwurzelung in einer Nachbarschaft. Viele aus Notsituationen kommende Menschen stehen in den Gärten zum ersten Mal nicht als Bittsteller da, sondern können ihr überschüssiges Gemüse tauschen oder verschenken. Durch das freiwillige Engagement für die Gesellschaft können sie ein gewisses Ansehen, Respekt und Anerkennung über gesellschaftliche Grenzen hinweg erlangen (BRAUER 2005: 274).

Die wichtigsten Aspekte und Faktoren der Gartenarbeit bzw. der Gemeinschaftsgärten, welche die Bildung und Akkumulation von Sozialkapital und sozialen Netzwerken begünstigen, wurden oben bereits erläutert und sind im Folgenden noch einmal stichpunktartig dargestellt:

- Orte um Menschen zu treffen und in Kontakt zu kommen, ohne zur Kommunikation gezwungen zu sein
- Klima der Offenheit in den Gärten sowie niedrige Einstiegsschwellen ermöglichen prinzipiell allen Interessierten eine Partizipation
- Heterogenität der Gartengemeinschaften
- Regelmäßig geführte Aushandlungsprozesse
- Gemeinschaftliches Arbeiten und gemeinsame Erlebnisse im Garten
- Erfahren von Anerkennung und Respekt im Garten und dadurch Erlangen eines gewissen Status sowie Stärkung des Selbstvertrauens
- Politisches Engagement der Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtner und die daraus folgende Außenorientierung der Gärten

Sehr wichtig scheint die Voraussetzung, dass sich zu Beginn Leute mit einer ausgeprägter Aufmerksamkeit, großem Vertrauen und Wille zum freiwilligen Engagement finden, um den Gemeinschaftsgarten zu gründen und andere mit zu ziehen. Für die Gründung eines Gemeinschaftsgartens ist also ein gewisser Bestand an Sozialkapital nötig. Ist dieser Schritt getan, finden sich meist relativ schnell Leute, die sich beteiligen wollen.

Gemeinschaftsgärten tragen also zusammenfassend definitiv zur Bildung und Reproduktion von Sozialkapital und sozialen Netzwerken bei und befördern in diesem Sinne den Gemeinsinn in der Gartengemeinschaft und im besten Fall auch

darüber hinaus in der Nachbarschaft. Sie tun dies auf eine sehr komplexe und individuelle Weise, in der die oben aufgeführten unterschiedlichen Faktoren und Aspekte positiv zusammenspielen.

6.2 Welche Wirkungen haben das in den Gemeinschaftsgärten gebildete Sozialkapital und die sozialen Netzwerke?

Zuerst einmal stellt sich die Frage nach der Art des in den Gärten gebildeten Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke.

Durch den geringen Formalisierungsgrad der Mitgliedschaft sind das lokale Sozialkapital und die sozialen Netzwerke eher informell. Dies entspricht der Einschätzung von OFFE und FUCHS (2001: 426) für Vereinigungen mit sog. sekundärem Organisationsrahmen, wie sie Gemeinschaftsgärten darstellen. Doch gerade auch in dieser Informalität sehen die beiden Autoren den Beitrag solcher Vereinigungen zur Bildung von Sozialkapital. Die Beteiligten eines Gemeinschaftsgartens müssen lernen damit umzugehen, dass sich nicht alle in gleichem Maße für das Projekt engagieren.

Die Dichte des vorhandenen Sozialkapitals bzw. der sozialen Netzwerke zu beurteilen, ist relativ schwierig, da sie vom Engagement und der Beteiligung jedes Einzelnen abhängt. Wer sich mehr beteiligt an gemeinschaftlichen Aktionen oder diese sogar ins Leben ruft, wer allgemein mehr Zeit im Garten verbringt und kommunikativer ist, wird auch ein dichteres soziales Netz aufbauen als jemand der sich nicht im selben Maß beteiligt. Dass es diese Unterschiede gibt, wurde in den Interviews bestätigt. Marco Clausen vom Prinzessinnengarten bezeichnete den Garten gar als kontraproduktiv für seine privaten sozialen Kontakte, da er als Betreiber so viel zu tun hat, dass kaum mehr Zeit für die Pflege sozialer Beziehungen übrig bleibt. Andererseits ergeben sich in den Gemeinschaftsgärten Kontakte, die sich sonst im Alltag nicht ergeben würden. Inwieweit die jeweilige Nachbarschaft in die Gärten mit einbezogen wird, ist unterschiedlich. Im Ton, Steine, Gärten und dem Allmende-Kontor gärtnern hauptsächlich Menschen aus

der direkten Nachbarschaft. Im Prinzessinnengarten nehmen die Gärtnerinnen und Gärtner auch längere Anfahrtswege in Kauf.

Für die Beantwortung der Frage, wie dicht das Sozialkapital und die sozialen Netzwerke in den jeweiligen Gärten sind, muss nach der Betrachtung der individuellen Ebene der Blick auf den gesamten Garten gerichtet werden. Insgesamt hängt die Dichte des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke von der aktiven Beteiligung der Gärtnerinnen und Gärtner an den gemeinschaftlichen Aktivitäten im Garten sowie deren regelmäßigen Arbeit im Garten ab. Mit dieser Beteiligung steigt die Dichte des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke. In den Interviews wurde bereits angemerkt, dass die Kontakte im Sommer, während der Gartensaison intensiver sind als im Winter. Daraus lässt sich schließen, dass die Dichte des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke mit den Jahreszeiten variiert bzw. dass die Dichte im Sommer höher ist als im Winter. Aus den Interviews ging ebenfalls hervor, dass es meist eine Kerngruppe gibt die sich sehr für den Garten einsetzt. Daneben scheinen sich jedoch viele Gärtnerinnen und Gärtner hauptsächlich für ihr eigenes Beet einzusetzen und beteiligen sich oft nur in geringem Maße an gemeinschaftlichen Aktivitäten. Ein Umstand, der durch die informelle Organisation der Gärten sicherlich gefördert wird. Erschwerend hinzu kommen noch die unterschiedlichen Tagesrhythmen der Gärtnerinnen und Gärtner die dazu führen, dass sich manche Beteiligten im Garten praktisch nie über den Weg laufen.

Insgesamt scheint die Dichte von Sozialkapital und sozialen Netzwerken also nicht sehr hoch bzw. sie scheint sich punktuell – z.B. in den Beziehungen der Mitglieder der Organisationsgruppen – zu verdichten. Allerdings könnten genau diese schwachen Beziehungen dafür verantwortlich sein, dass die Zusammensetzungen der Gartengemeinschaften so heterogen sind und somit brückenbildendes Sozialkapital fördern.⁹⁴ Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in den Gemeinschaftsgärten Sozialkapital gebildet und soziale Netzwerke entstehen können, dass das gemeinsame Gärtnern soziale Beziehungen fördert; in welchem Ausmaß dies allerdings geschieht, ist von Garten zu Garten unterschiedlich und von den Bedürfnissen sowie dem Engagement der Einzelnen abhängig.

⁹⁴ *“Weak ties are more likely to link members of different small groups than are strong ones, which tend to be concentrated within particular groups” (GRANOVETTER 1973: 1376).*

Das Sozialkapital und die sozialen Netzwerke in den Gärten sind sowohl innen- als auch außenorientiert. Mit dem Anbau von Kräutern und Gemüsen werden in der Regel klar die eigenen Interessen verfolgt. Mit Ausnahme des Prinzessinnengartens, wo der Verkauf von Gemüse und Kräutern zum Konzept gehört, wird in den Gärten kein Gemüse zum Verkauf angeboten. Ebenso kann die Stärkung des Selbstvertrauens durch das Erfahren von Anerkennung und der Aufbau sozialer Kontakte unter den Gärtnerinnen und Gärtnern als innenorientiert betrachtet werden. Zudem wurde in den Gesprächen mehrmals erwähnt, dass die Gartenarbeit für viele eine Art Therapie sei; v.a. für Kriegsflüchtlinge. Durch den Anbau von Pflanzen aus der alten Heimat gelingt die Verwurzelung in der neuen Nachbarschaft, der Garten wird zu einem Stück Heimat. In diesem Zusammenhang wurde wiederum die Wichtigkeit der Möglichkeit zur Kommunikation ohne Zwang betont. Allerdings können der Einsatz und das Engagement für politische Themen, wie sie unter 6.1 angesprochen wurden, die Bildung der Menschen in den Gärten, der Beitrag zur Biodiversität und andere ökologische Aspekte sowie die freie Zugänglichkeit der Gärten für Besucher durchaus als Außenorientierung im Sinne von PUTNAM und GOSS (2001: 27f.) angesehen werden. Zudem kann der in den Gärten gebildete Gemeinsinn durchaus auch Außenwirkungen auf die Nachbarschaft haben indem bspw. ein allgemein toleranteres Klima entsteht, sich die Anwohner wieder vermehrt mit ihrem Viertel identifizieren oder – wie es bereits am Beispiel New York (MEYER-RENSCHHAUSEN 2004: 33, 67; GRÜNSTEIDEL 2000: 135) beschrieben wurde – die Kriminalitätsrate gesenkt werden kann, ganz im Sinne von Jane Jacobs.

Die Gemeinschaftsgärten zeichnen sich durch eine große soziale Spannweite aus, auch wenn einige der Gärten gewisse Schwerpunkte haben. Hier gärtner der Harz IV-Empfänger neben dem Rechtsanwalt, die Studentin mit der türkischen Migrantin. Diese Heterogenität spricht für brückenbildendes Sozialkapital und soziale Netzwerke, die sich eben genau dadurch auszeichnen, dass sie ganz unterschiedliche Menschen miteinander in Kontakt bringen. Ein Umstand, der gerade in sozial schwachen Gebieten, die oft durch eine große Heterogenität der Bewohnerschaft gekennzeichnet sind, zur Lösung und Vermeidung von Konflikten beitragen könnte. Wie oben erläutert, weisen die Initiatorinnen und Initiatoren der Gärten jedoch interessanterweise meist ein relativ hohes Bildungsniveau auf, was

für eher bindendes Sozialkapital zu Beginn der Gemeinschaftsgärten sprechen würde. Des Weiteren konnten auch hier Unterschiede zwischen den Fallbeispielen festgestellt werden: Während im Ton, Steine, Garten und im Allmende-Kontor die Gemeinschaft tatsächlich sehr heterogen ist, scheint sie im Prinzessinnengarten eher homogener zu sein. Der Garten spricht mit seinem Angebot offensichtlich ein anderes Publikum an.

Wie in Kapitel 5.3 angedeutet, stellt der Prinzessinnengarten unter den Fallbeispielen ein Spezialfall dar, welcher die Betrachtung auf zwei Ebenen – die der Gärtnerinnen und Gärtner sowie jene der Besucherinnen und Besucher – nahe legt. In Bezug auf die Gärtnerinnen und Gärtner stimmen die bisherigen Ausführungen. Bei den Besucherinnen und Besuchern jedoch scheint es sich um eine andere Art von Sozialkapital zu handeln. Die Leute kommen zusammen in den Garten oder treffen sich vor Ort auf Verabredung. Auch während ihres Besuches im Garten kommen sie anscheinend kaum in Kontakt mit anderen Leuten, die Gruppen bleiben unter sich. Ebenso scheinen Personen, die den Garten, das Café oder eine Veranstaltung alleine besuchen, keinen Kontakt zu anderen zu finden oder dies auch nicht zu wollen. In ihrem Fall handelt es sich wahrscheinlich eher um informelles (man trifft sich auf Verabredung, nicht im Rahmen bspw. eines Vereins), innenorientiertes (es werden persönliche Interessen verfolgt) und bindendes (man trifft sich mit Menschen die man bereits kennt und die möglicherweise aus einem ähnlichen Hintergrund stammen) Sozialkapital. Es werden nicht unbedingt neue soziale Netzwerke aufgebaut, viel eher scheinen bestehende gepflegt zu werden. So gesehen wird hier auch explizit ein Raum für die Pflege sozialer Kontakte für Menschen außerhalb der Gartengemeinschaft geboten.

Im Folgenden werden die Wirkungen des Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke auf die Beteiligten und die Nachbarschaft noch einmal stichpunktartig dargestellt:

- Beitrag zur Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken bzw. Förderung der Bildung von Gemeinsinn
- Stärkung des Selbstvertrauens der Gärtnerinnen und Gärtner
- Unterstützung des Aufbaus von sozialen Kontakten
- Erfahren von Anerkennung
- Therapeutische Wirkung
- Förderung von Verständnis und Toleranz über kulturelle und gesellschaftliche Grenzen hinweg
- Wissensvermittlung und Bildung sowohl der Gärtnerinnen und Gärtner als auch der Besucherinnen und Besucher
- Orte für die Nachbarschaft und andere Besucher, um soziale Kontakte zu pflegen

Konsequenterweise muss man sich auch die Frage nach negativen Effekten stellen. Zwei der interviewten Personen konnten sich vorstellen, dass ein Gemeinschaftsgarten an sich negative Auswirkungen haben kann, indem er möglicherweise als Treiber der Gentrifizierung der Nachbarschaft fungiert – falls man Gentrifizierung überhaupt als etwas per se Negatives sieht. Dies weil die Gärten eine Nachbarschaft sowohl ästhetisch als auch im sozialen Bereich aufwerten können. So könnten das gebildete Sozialkapital und die sozialen Netzwerke insofern negative Auswirkungen haben, als ihre positiven Effekte auf die Nachbarschaft die Reproduktion von Ungleichheiten im bourdieuschen Sinne unterstützen würden: Durch die Aufwertung der Nachbarschaft, die darauf folgende Mietpreissteigerung und langsame Verdrängung der weniger finanzstarken Bewohnerschaft profitieren diejenigen, denen es sowieso schon gut geht.⁹⁵ Die Verdrängten kommen nicht mehr in den Garten, dessen Zusammensetzung sich entsprechend langsam verändern wird. Diese Sichtweise ist aber auch unter den Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtner nicht unumstritten, denn eine solche Argumentation würde schlussendlich jegliches Engagement zur Aufwertung eines Viertels als quasi kontraproduktiv bewerten. Wichtig wäre deshalb, zusammen mit der Stadt sinnvolle Lösungen für solche Fälle zu finden. Insgesamt überwiegen jedoch mit Sicherheit die positiven Effekte.

⁹⁵ Ähnliches wurde auch schon für die Community Gardens in New York beschrieben: „Zahlreiche Gartengrundstücke, oft jene, durch deren Existenz es erst zur Aufwertung der jeweiligen Nachbarschaft gekommen war, sollten verhöckert werden“ (MEYER-RENSCHHAUSEN 2004: 158).

Da sich nicht alle gleich intensiv an den Netzwerken und sozialen Kontakten in den Gemeinschaftsgärten beteiligen, profitieren vermutlich auch nicht alle gleich davon. Allerdings hat sich in den Interviews herausgestellt, dass sich diese Frage für die Interviewpartner und -partnerinnen eigentlich gar nicht stellt. Sie gehen davon aus, dass alle auf ihre Art und in gewünschtem Maß von diesen sozialen Netzwerken und dem Sozialkapital profitieren. Alle Beteiligten sind auf jeden Fall Teil des Gartennetzwerks. Wie ausgeprägt und intensiv die einzelnen Beziehungen dann gepflegt werden, hängt von den individuellen Bedürfnissen der Gärtnerinnen und Gärtner ab. Wie in Kapitel 2.2.1 aufgezeigt, sind Sozialkapital und soziale Netzwerke jedoch nur theoretisch für alle frei zugänglich und auch nicht gleichmäßig in einer Gesellschaft verteilt. Ausgehend von dieser Überlegung scheint es naheliegend, dass nicht alle gleich profitieren können. Kulturelle Hindernisse spielen dabei möglicherweise eine wichtige Rolle. So finden sich im Prinzessinnengarten bspw. praktisch keine Vertreter aus der türkischen Nachbarschaft. Anders als im Ton, Steine, Gärten. Allerdings scheinen sie sich im Garten etwas abzugrenzen. Im Allmende-Kontor scheinen sie am besten in die Gartengemeinschaft integriert zu sein.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die in den Gemeinschaftsgärten gebildeten sozialen Netzwerke und das Sozialkapital also anscheinend unterschiedliche, hauptsächlich positive aber möglicherweise auch wenige negative und unterschiedlich stark ausgeprägte Auswirkungen auf die Beteiligten wie auch die Nachbarschaft haben. Diese Auswirkungen lassen sich aus der Art des jeweils vorgefundenen Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke ableiten. Die informelle Organisationsform ermöglicht es prinzipiell jedem auf individuelle Art und Weise am Netzwerk teil zu haben. Das brückenbildende Sozialkapital lehrt einen Toleranz und Verständnis für andere Lebensentwürfe und Kulturen aufzubringen. Die Innenorientierung befriedigt die individuellen Bedürfnisse, mit der Außenorientierung wird jedoch auch für gesamtgesellschaftliche Anliegen gekämpft, was den Aktivitäten im Garten für einige möglicherweise noch mehr Sinn gibt.

6.3 Wie können urbane Gemeinschaftsgartenprojekte sinnvoll unterstützt, gestärkt und gefördert werden?

In Kapitel 2.1.1 wurde bereits auf die vielfältigen positiven – und die möglichen negativen – Effekte von Sozialkapital und sozialen Netzwerken für die einzelne Person aber auch bspw. eine Nachbarschaft hingewiesen. Soziale Netzwerke können aufgrund ihrer Eigenschaften des Interagierens und täglich neuen Aushandelns innerhalb von flachen Hierarchien gerade in sozio-ökonomisch schlechter gestellten Stadtteilen zur Konfliktlösung beitragen (MÖRTENBÖCK und MOOSHAMMER 2010: 61f.). Diverse Studien haben die positiven Einflüsse von Sozialkapital und sozialen Netzwerken auf das menschliche Wohlergehen belegt (HEALY und CÔTÉ 2004: 64ff.). Und auch die Befunde der vorliegenden Studie benennen vielfältige positive Einflüsse und Effekte des in den Gemeinschaftsgärten gebildeten und reproduzierten Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke. Diese Erkenntnisse und die Möglichkeit, soziale Netzwerke zu beeinflussen (vgl. Kapitel 1.3) werfen die Frage auf, ob und wie Gemeinschaftsgärten als Orte der Bildung, Reproduktion und Akkumulation von sozialen Netzwerken und Sozialkapital – im Sinne einer sozialen und nachhaltigen Stadtentwicklung – von außen unterstützt, gefördert und gestärkt werden können.

In diesem Zusammenhang stellt sich zuerst die Frage, mit welchen Problemen die Gemeinschaftsgärten tatsächlich zu kämpfen haben und welche Wünsche für externe Unterstützung sich daraus ergeben. Wie in der Darstellung der Ergebnisse deutlich wurde, stellen sich den Gemeinschaftsgärten vielfältige Probleme. Vandalismus und das Ernten durch Fremde ist für viele ein Thema. V.a. im Ton, Steine, Gärten, der aufgrund seiner Lage auf einer öffentlichen Parkfläche immer zugänglich sein muss und dem Vandalismus so – v.a. auch nachts – schutzlos ausgeliefert ist. Auch interne Spannungen und Interessenskonflikte gehören dazu. Zum Teil wurde auch die große öffentliche Aufmerksamkeit, welche dem Thema Urban Gardening momentan zu Teil wird, als Problem empfunden, weil ständig jemand Interviews führen, Filme drehen oder wissenschaftliche Arbeiten schreiben will und die Gärtnerinnen und Gärtner kaum mehr in Ruhe gärtnern können. Immer wieder angesprochen wurde auch das Thema Geld, bzw. die schwierige Finanzierung der auf freiwilligem Engagement basierenden

Gemeinschaftsgartenprojekte: Woher kommt bspw. das Geld um die oft hohe Pacht zu bezahlen? In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob die Möglichkeit besteht auf gewisse Fördermittel zurückgreifen zu können, um bspw. größere Anschaffungen zu finanzieren. Im Ton, Steine, Gärten wurden die Bodensanierung und der Wasseranschluss durch den Bezirk finanziert, was allerdings eher eine Ausnahme zu sein scheint. Interessanterweise gab es in den Gesprächen kaum Forderungen nach finanzieller Unterstützung durch die Stadt. Man versucht eher durch Fördermittel oder Spenden an Geld oder materielle Güter zu gelangen.

Das größte Problem für die Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtner scheinen jedoch nichtsdestotrotz die Auseinandersetzungen mit Verwaltung und Behörden zu sein, welche in den meisten Fällen als mühsam und kompliziert wahrgenommen werden. Entsprechend wurde der Wunsch nach einem Abbau dieser Hürden geäußert. Auch das Fehlen einer Vermittlungsstelle zwischen den Gärten und der Verwaltung, die aufgrund der unterschiedlichen Funktions- und Kommunikationsweise der beiden Institutionen nützlich wäre, wurde bemängelt. Ein großes Problem, welches sich in diesem Zusammenhang stellt, ist die fehlende legale Struktur und damit der fehlende Rechtsschutz der Gärten. Ein Problem, welches durch die Aufnahme von urbanen Gartenprojekten in die städtische Grünflächenplanung behoben werden könnte. In diesem Rahmen, so der Wunsch, müssten allgemein zugängliche Freiflächen – ganz im Sinne der Allmenden – erhalten oder neu geschaffen und für spontane Nutzungen offen sein. Die Stadt müsste den Projekten bei der Suche nach einer geeigneten Fläche behilflich sein und geeignete Flächen explizit an Gartenprojekte vergeben. Nutzungsverträge müssten geschaffen werden und auch Formen der Qualitätssicherung seitens der Stadt. Um das Problem der fehlenden Freiflächen anzugehen, wird eine gezielte städtische Bodenvorratspolitik gefordert, welche nicht nur kommerzielle Belange berücksichtige und die Flächen an den Meistbietenden verkauft.

Es scheint also durchaus ein Bedürfnis nach Unterstützung von außen bzw. von Seiten der Stadt vorhanden zu sein, eine Unterstützung, die nicht dem Selbstverständnis der Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtner widerspricht. Wie

das Beispiel New York zeigt, ist es durchaus möglich für eine Stadt, Gemeinschaftsgärten eine solche Unterstützung anzubieten. Dort hilft Green Thumb, 1978 von der Stadt eingerichtet und seit 1995 der Behörde für Parks und Erholung angegliedert, beim Einrichten von neuen Community Gardens und vermittelt auch zwischen den Gärten und der Verwaltung. Inwiefern dieses Bedürfnis allerdings in Berlin befriedigt werden kann, ist nicht klar.

Die sinnvollste Unterstützung, welche eine Stadtverwaltung Gemeinschaftsgärten wohl anbieten könnte, ist vermutlich die Etablierung der Gärten als Bestandteil der städtischen Grün- und Freiflächenplanung. Dadurch würden die Gärten einen rechtlichen Status erhalten, der sie aus dem Status temporärer (illegaler) Zwischennutzungen heben und ihnen eine langfristige Perspektive geben würde. Ein Umstand, der auch der Bildung und Förderung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken zugutekommen dürfte. Denn wie in den Gesprächen immer wieder betont wurde, braucht es zum Aufbau sozialer Beziehungen, gerade auch zu sehr isoliert lebenden Menschen oder Menschen mit Migrationshintergrund, vor allem viel Zeit. Zudem müssten explizit geeignete Flächen für Gartenprojekte freigehalten und zur Verfügung gestellt werden, ganz im Sinne der von Christa MÜLLER (2010: 61) geforderten Bodenvorratspolitik bzw. des in den Gesprächen immer wieder betonten Allmende-Gedankens.

In diesem Zusammenhang darf allerdings nicht vergessen werden, dass sich Berlin in Bezug auf die vorhandenen Frei- und Grünflächen momentan in einer vergleichsweise luxuriösen Situation mit relativ vielen Freiflächen befindet. Und obwohl der ökonomische Druck auf diese Flächen auch in Berlin langsam wächst, ist er nicht vergleichbar mit jenem in anderen Großstädten. Dieser Umstand weist aber auch auf die relativ schwierige finanzielle Situation der Stadt Berlin hin, welche wiederum dazu führt, dass Freiflächen oft nicht unbedingt an alternative, eher kostenverursachende denn monetären Gewinn generierende Gemeinschaftsgartenprojekte vergeben werden.

6.4 Fazit

Urbane Gemeinschaftsgärten können also durchaus als Keimzellen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken bezeichnet werden. Wie die vorliegende Untersuchung gezeigt hat, werden in den Gärten viele soziale Beziehungen aufgebaut und Sozialkapital gebildet und somit der Gemeinsinn der Beteiligten aber möglicherweise auch der Nachbarschaft gefördert. Die untersuchten Gemeinschaftsgärten zeichnen sich alle durch eine gewisse Heterogenität und Interkulturalität aus, deren Ausprägung in den einzelnen Gärten zwar variiert insgesamt jedoch die Kommunikation über soziale, demographische und kulturelle Grenzen hinweg fördert. Sie bieten Raum, mit Menschen die man im Alltag nicht treffen würde, in Kontakt zu kommen. Sie stehen auch der interessierten Nachbarschaft und anderen Besucherinnen und Besuchern offen, sind z.T. auch international vernetzt, wodurch das Beziehungsnetz kontinuierlich – auch auf der digitalen Ebene – erweitert wird. Das gemeinschaftliche Arbeiten, der Austausch über Anbau- und Zubereitungsmethoden, das gemeinsame Feiern von Festen und die vielfältigen Aushandlungsprozesse in flachen hierarchischen Strukturen festigen diese Beziehungen und Netzwerke, welche durch die Einbindung der Nachbarschaft durchaus auch positive Effekte auf diese hat. Allerdings profitieren die aktiven Gärtnerinnen und Gärtner vermutlich am meisten von diesen Netzwerken und es fragt sich, wie viele der positiven sozialen Effekte tatsächlich direkt auf die Nachbarschaft zurückfallen. Unbestreitbar ist jedoch, dass die Gärten Auswirkungen auf ihre Nachbarschaft haben.⁹⁶ Um diese Frage jedoch umfassend zu beantworten, bedürfte es mehr Zeit sowie weiterer intensiver Forschung, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit und ihrem Forschungsdesign nicht möglich war.

Die Einbindung der Gemeinschaftsgärten in die kommunale Grün- und Freiflächenplanung würde die wertvolle soziale Arbeit, welche in den Gemeinschaftsgärten geleistet wird sowie ihre allgemein wichtige Bedeutung im

⁹⁶ „Alle – auch die örtliche Polizei – sind sich darin einig, dass die Community Gardens die soziale Beziehungen in der Nachbarschaft verändern: Sie tragen dazu bei, dass die Menschen nicht mehr so isoliert sind. Sie fördern den Kontakt unter den Bewohnern und zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen. Der Garden fördert die Identifikation mit dem Viertel, man fühlt sich mit ihm verbunden“ (GRÜNSTEIDEL 2000: 136).

städtischen Kontext honorieren. Wichtig scheint hier v.a. auch, dass Freiflächen nicht zu schnell überplant werden, sondern für eine spontane und vielfältige Bespielung offen sind. Inwieweit sich diese Idealvorstellung jedoch in der Realität umsetzen lässt, müsste sich erst noch zeigen. Berlin verfügte lange Zeit über eine – besonders für Gemeinschaftsgärten und andere kreative Freiraumnutzungen – luxuriöse Freiraumsituation mit vielen innerstädtischen Brachflächen. In Zukunft werden aber vermutlich neue Ansprüche auf diese Freiflächen erhoben, die auch im Zusammenhang mit der Rolle Berlins als Bundeshauptstadt stehen. In diesem Kontext wäre es mehr als wünschenswert, wenn die Gemeinschaftsgärten, bzw. die urbane Gartenkultur an sich, und ihre vielfältigen positiven Potenziale auch von den Entscheidungsträgern als Bestandteil der Stadt anerkannt und entsprechend gefördert und unterstützt würde.

„Urbane Gärten stehen für ein neues – postfossiles, nachhaltiges und partizipatives – Gesellschaftsmodell. Ihr Potenzial für den Umbau der Industriegesellschaft ist noch nicht erschlossen, aber schon heute ist klar: Nur die Vielfalt der Nutzung des öffentlichen Raums garantiert den sozialen Zusammenhalt – auch und gerade in Stadtvierteln mit einem hohen Bedarf an Integration“ (MÜLLER 2010: 62).

Nach der Beantwortung der Forschungsfragen folgt nun noch eine kritische Würdigung der Arbeit, in welcher noch einmal ein Blick zurück auf die Arbeit geworfen und auf allfällige Schwierigkeiten hingewiesen wird. Anschließend werden im Ausblick mögliche weiterführende Forschungsfragen aufgeworfen, mit denen die vorliegende Forschungsarbeit schlussendlich abschließt.

7. Kritische Würdigung und Ausblick

Mit der vorliegenden Forschungsarbeit konnte zum einen aufgezeigt werden, dass in Gemeinschaftsgärten Sozialkapital und soziale Netzwerke gebildet werden. Zum anderen wurde auch deutlich, dass die Art und Wirkung des in den Gärten gebildeten Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke durchaus zur Stärkung der Nachbarschaften, vor allem aber auch der Beteiligten beitragen kann und dies zum Teil auch macht. Diese Ergebnisse wurden anhand der empirischen Untersuchungen von drei Fallbeispielen sowie verschiedener Literaturquellen erzielt.

Dieses Forschungsdesign kann im Nachhinein kritisch betrachtet werden. Die erzielten Ergebnisse gehen diesem Design entsprechend eher in die Breite denn in die Tiefe. So konnte bspw. aufgezeigt werden, dass es durchaus positive Effekte des in den Gärten gebildeten Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke auf die Nachbarschaft gibt. Allerdings konnten mit den gewonnenen Daten kaum weiterreichende Aussagen zu diesem Thema gemacht werden. Dafür müsste die Nachbarschaft direkt in die Untersuchung involviert werden.

Allerdings war es das Ziel dieser Arbeit, erst einmal den Zusammenhang zwischen Gemeinschaftsgärten und der Bildung von Sozialkapital und sozialen Netzwerken aufzuzeigen, was auch gelungen zu sein scheint. In einem nächsten Schritt müssten die Ergebnisse nun noch vertieft werden. Dies könnte durch die Beschränkung auf ein Fallbeispiel geschehen, oder aber durch die Begleitung der Projekte über einen längeren Zeitraum.

Denn insgesamt sind die drei gewählten Fallbeispiele noch relativ jung und es wäre interessant zu sehen, wie sich die sozialen Beziehungen in den Gärten und ihrem Umfeld über die Jahre entwickeln. In den Gesprächen wurde ein paar Mal betont, wie wichtig Zeit in diesem Zusammenhang ist. Möglicherweise würden sich Aussagen bspw. über die Effekte auf die Nachbarschaft zu einem späteren Zeitpunkt besser beurteilen lassen.

Bei der Datenauswertung zeigte sich, dass nicht alle der gestellten Fragen in den Expertengesprächen auch der Beantwortung der Forschungsfragen dienten. So ergab sich einiges sehr interessantes Datenmaterial, welches jedoch nicht in die Auswertung mit einbezogen wurde. Dies liegt sicherlich auch daran, dass es nicht immer ganz einfach war, die Expertengespräche in die gewünschte Richtung zu lenken.

Insgesamt stellte sich der empirische Teil der Forschung schwieriger dar als erwartet. Dies lag daran, dass die Gemeinschaftsgärtnerinnen und Gärtner – wie oben beschrieben – durch die gesteigerte Popularität des Themas Urban Gardening bereits im Zentrum des Interesses von Medienschaffenden, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie andere interessierten Menschen standen und zum Teil fast täglich Anfragen für Führungen, Interviews oder anderweitige Auskünfte erhielten. Das sich trotz allem Interviewpartnerinnen und -partner fanden, zeugt von der Hilfsbereitschaft und Offenheit in den Gemeinschaftsgärten.

Des Weiteren zeigte sich während der empirischen Arbeit die Schwierigkeit, mit den theoretisch relativ schwierig zu fassenden Begriffen *Sozialkapital* und *soziale Netzwerke* zu arbeiten. Entsprechend dieser Schwierigkeit, als auch der Tatsache, dass die Ergebnisse auf der Forschung in drei exemplarisch ausgewählten Gemeinschaftsgärten gründen, die keineswegs vorbehaltlos auf alle Gemeinschaftsgärten übertragen werden können, sollen diese Forschungsergebnisse als vorläufig und keineswegs vollständig betrachtet werden.

Sehr hilfreich waren die Diskussionen verschiedener Fragestellungen des Themenfeldes der Gemeinschaftsgärten im Rahmen der um das Allmende-Kontor gegründeten Forschungsgruppe, bestehend aus Studentinnen und Studenten sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unterschiedlicher Fachrichtungen.

Nachdem in dieser Arbeit aufgezeigt wurde, dass in Gemeinschaftsgärten Sozialkapital und soziale Netzwerke gebildet, reproduziert und akkumuliert

werden, sowie ebenfalls deren Art und Wirkung beschrieben wurden, öffnen sich für weiterführende Forschungen in diesem Themenfeld neue Möglichkeiten.

Nebst der oben erwähnten vertieften Betrachtung eines Gartens und seiner Nachbarschaft für die umfassendere Beschreibung der Effekte des gebildeten Sozialkapitals und der sozialen Netzwerke auf die Nachbarschaft oder der Beschreibung der qualitativen Unterschiede zwischen den in den jeweiligen Gärten gebildeten sozialen Netzwerken und dem Sozialkapital bestünde bspw. auch die Möglichkeit einer Untersuchung auf der sog. mikrosoziologischer Ebene. Diese Betrachtungsweise im Sinne von Pierre Bourdieu fokussiert auf das Individuum und dessen sozialen Kontakte, welche hauptsächlich für die Realisierung individueller Ziele eingesetzt werden.

Das mit dieser Arbeit aufgegriffene Themenfeld bietet also noch einiges Potenzial für weiterführende, vertiefende und anwendungsorientierte Forschung.

ANHANG

Glossar

Community Supported Agriculture (CSA)⁹⁷

Obwohl die dem Konzept der gemeinschaftsgestützten Landwirtschaft – so die deutsche Übersetzung von CSA (KRAISS und VAN ELSEN 2008: 44) – zugrunde liegende Philosophie aus Europa kommt, wurde der Begriff in den 1980er Jahren in den USA geprägt, wo dieses bedarfsorientierte Modell landwirtschaftlicher Produktion bis heute größere Bekanntheit genießt als in Deutschland (KRAISS und VAN ELSEN 2009: 184f.). Dabei gehen die meistens in der Stadt wohnenden Konsumenten mit einem Bauernhof eine langfristige Kooperation ein. Der Hof erzeugt die jährlichen Lebensmittel für die Gruppe. Im Gegenzug finanziert die Gruppe den Hof jeweils im Voraus. So trägt der landwirtschaftliche Betrieb nicht alleine das Risiko von Ernteaufschlägen und hat eine gesicherte Abnahmequelle. Die Mitglieder der Gruppe erhalten dafür qualitativ hochwertige – meist aus ökologischem Anbau – saisonale und lokale Lebensmittel. Die beiden Partner stehen also in gegenseitiger Verantwortung zueinander (HEISTINGER 2011: 307; KRAISS und VAN ELSEN 2009: 184). Das Angebot eines solchen Hofes ist individuell und kann sich auf Obst und Gemüse beschränken oder auch Fleisch- und Milchprodukte sowie weitere Lebensmittel wie Honig, Eier, selbstgemachte Marmelade, Saft etc. umfassen. Wie KRAISS und VAN ELSEN (2008: 45) beschreiben, können die Mitglieder einer solchen landwirtschaftlichen Wirtschaftsgemeinschaft nur schwer kategorisiert werden. Gemeinsames Merkmal ist jedoch die bewusste Beschäftigung mit Ernährungs- und Gesellschaftsfragen. So konnten die beiden Autoren als Motive für die Beteiligung an einem CSA-Projekt die Erhaltung der Sortenvielfalt, die Steigerung der Lebensqualität, die Qualität der erzeugten Güter sowie die Regionalität und Nachhaltigkeit herausarbeiten. Zudem haben die Autoren festgestellt, dass sich oft junge Familien mit Kindern beteiligen. Die Kinder sollen so mit qualitativ hochwertigen Nahrungsmitteln versorgt werden und zugleich Erfahrungen auf dem Bauernhof sammeln. So wird auch bei den Kindern bereits früh ein Verständnis und Wertschätzung für gesunde Nahrungsmittel und für ihre natürliche Umwelt

⁹⁷ Das Standardwerk über CSA stammt aus dem englischsprachigen Raum: „Farms of Tomorrow Revisited. Community Supported Farms, Farm Supported Communities“ (GROH und MCFADDEN 1997).

geschaffen. Ein Beispiel für eine solche bedarfsorientierte Kooperation ist der Gärtnerhof Ochsenherz (LASSNIG 2011)⁹⁸ in der Nähe von Wien, für Deutschland sei stellvertretend der Löwengarten (JUNGE 2010)⁹⁹ nahe Berlin genannt. Des Weiteren beschreibt Tanja Loziczky (1999) in ihrem Aufsatz „Hofarbeit und Vermarktung gemeinschaftlich neu organisieren“ die Umsetzung des CSA-Gedankens am Beispiel des Buschberghofes bei Hamburg.

Eisheilige

Gemäß METEO SCHWEIZ (2007)¹⁰⁰ handelt es sich bei den Eisheiligen um einen häufigen Kälterückfall zwischen dem 12. und 15. Mai. Die Tage sind nach vier Märtyrern benannt: Pankratius, Servatius, Bonifatius und die Kalte Sophie. Gemäß Volksglauben wird das Frühlingswetter erst nach Ablauf der Kalten Sophie stabil und warm, weshalb vor Ablauf dieser Frist kein Gemüse ins Freie gepflanzt werden soll.

Gemeinschaft

Der Begriff *Gemeinschaft* wurde im 19. Jahrhundert geprägt und bezeichnete die besondere Verbundenheit zwischen Mitgliedern einer Gruppe. Die Gemeinschaft wurde der Gesellschaft, die als anonym empfunden und negativ bewertet wurde, als positiver Gegenbegriff gegenüber gestellt. Die Verwendung des Begriffs durch den Nationalsozialismus hat ihn für die deutschen Sozialwissenschaften jedoch weitgehend delegitimiert (CLAESSENS und CLAESSENS 1992: 80). Ferdinand Tönnies prägte die Begriffe *Gemeinschaft* und *Gesellschaft* mit seinem Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ als Gegensatzpaar. Gemäß Tönnies bezieht sich die Gemeinschaft auf ursprüngliche Zusammenhänge wie bspw. die Familie, die sich durch eine überschaubare Größe, Zusammengehörigkeitsgefühl und hohe Kommunikationsdichte kennzeichnen. Im Gegensatz dazu wird die Gesellschaft zu einem bestimmten Zweck gegründet und beschreibt also ein interessengeleitetes Zusammenleben (FUCHS-HEINRITZ et al. 2011: 230f.; WAHL 2001: 108; vgl. TÖNNIES 1991). Die soziologischen Debatten um den Begriff Gemeinschaft werden in der vorliegenden Arbeit nicht weiter vertieft. Bei dem verwendeten

⁹⁸ <http://www.ochsenherz.at/index.html>, 20.10.2011.

⁹⁹ <http://www.land-und-leute.com/index.htm?n1=0>, 20.10.2011.

¹⁰⁰ <http://www.meteoschweiz.admin.ch/web/de/lexikon/e/Eisheilige.html>, 28.10.2011.

Begriff *Gemeinschaftsgarten* geht es um den kollektiven Charakter dieser Projekte.

Gemeinschaftsgarten

Der Begriff des *Gemeinschaftsgartens* kann auf die ab den 1970er Jahren in Nordamerika entstandenen „Community Gardens“ zurückgeführt werden (ROSOL 2006: 7). Der Begriff *community* bezieht sich in diesem Kontext auf die Gemeinschaft und auch auf die Nachbarschaft. Für die vorliegende Arbeit wird „Community Garden“ allerdings bewusst mit Gemeinschaftsgarten übersetzt, da nicht alle einbezogenen Fallbeispiele auch Nachbarschaftsgärten – d.h. mit einer klaren Ausrichtung auf die unmittelbare Nachbarschaft – sind. Diese Gemeinschaftsgärten werden charakterisiert durch die gemeinschaftliche gärtnerische Pflege und Bewirtschaftung einer Freifläche, die auch zu einem gewissen Grad öffentlich zugänglich ist. Der Aspekt des Gemeinschaftlichen unterscheidet diese Form der gärtnerischen Aktivität von Mieter- und Kleingärten. Da die Bewirtschaftung und Pflege dieser Flächen freiwillig, gemeinwohlorientiert und nicht mit dem Ziel eines materiellen Gewinns erfolgt, werden Gemeinschaftsgärten für die vorliegende Arbeit auch als Form des freiwilligen Engagements definiert.¹⁰¹

Gentrifizierung / Gentrification

Der vom englischen Wort „gentry“ (Adel) abgeleitete Begriff beschreibt den sozialen und baulichen Wandel in einem Stadtteil, welcher eine Aufwertung und eine Verdrängung von Haushalten mit geringem Einkommen nach sich zieht. Dieser Wandel folgt entweder einer baulichen Aufwertung oder dem sozialen Aufstieg der Bewohner und Bewohnerinnen (HÄUSSERMANN und SIEBEL 2004: 229). Dabei betont Andrej HOLM (2011: 214f.), dass die gängigen Verlaufsmodelle nicht mehr aktuell sind. Er versteht Gentrifizierung als einen Prozess und nicht als Zustand:

¹⁰¹ Vgl. die dieser Arbeit zugrunde liegende Definition von freiwilligem Engagement in Kapitel 2.2.

„Als *Gentrification* definiert werden alle wohnungswirtschaftlichen Inwertsetzungsstrategien und politisch gewollten Aufwertungen in Nachbarschaften, die für ihren Erfolg die direkte oder indirekte Verdrängung statusniederer Bevölkerungsgruppen voraussetzen und/oder eine Verringerung preiswerter Wohnungsbestände bewirken“ (ebd. 2011: 214).

Ausmaß und Gestalt dieses Prozesses unterscheiden sich dabei zwischen Städten sowie Stadtteilen (HOLM 2011: 213). Gemäß HOLM (2011: 215) sind große Teile der Berliner Innenstadt von solchen Aufwertungsprozessen in unterschiedlichen Stadien betroffen. Der Verlauf der sich verschiebenden Aufwertungsschwerpunkte ergibt eine spezifische räumliche Struktur des Prozesses. Sie haben sich zwischen 1987-2007 ausgehend von Kreuzberg im Uhrzeigersinn über die Stadtteile Mitte, Prenzlauer Berg und Friedrichshain bewegt und sind in der jüngsten Vergangenheit wieder in Kreuzberg und auch in Teilen von Neukölln angekommen. Dabei tragen nicht nur etablierte soziale Gruppen zum Aufwertungsprozess bei. Eine studentische Wohngemeinschaft z.B. kann in Neukölln durchaus auch den privilegierteren Wohnungsnachfragern zugerechnet werden, welche zum Aufwertungsprozess beitragen (ebd. 2011: 214).

Guerilla Gardening

Guerilla ist ein spanisches Wort und bedeutet „kleiner Krieg“. Geprägt wurde der Begriff 1808 im spanischen Unabhängigkeitskrieg gegen Frankreich, als lose organisierte spanische Kämpferbanden Napoleons Truppen während sechs Jahren mit Angriffen aus dem Hinterhalt zermürbten. Diese Banden bezeichneten sich selbst als *Guerilleros*, ihre englischen Verbündeten nannten sie *Guerillas* (JAHNKE 2010: 46; REYNOLDS 2009: 12f.). Der Begriff *Guerilla Gardening* setzt sich also aus den beiden Wörtern „kleiner Krieg“ und „gärtnern“ – im Sinne der Kultivierung von einem Stück Land zum Anbau von Blumen, Gemüse oder Obst – zusammen.

In Zusammenhang mit unerlaubtem Gärtnern wurde der Begriff *Guerilla* erstmals im New York der frühen 1970er Jahre verwendet. Dort hatten einige Bewohner der zunehmend verfallenden innerstädtischen Bezirke begonnen, auf verlassenen Grundstücken unerlaubt Gärten anzulegen. Ihr Ziel war die Steigerung der Lebensqualität ihres Wohnumfelds. Politisch links orientierte Beobachter

begannen bald, den Vergleich zu Guerilla-Truppen zu ziehen. Und so nannte sich die Gruppe um die Künstlerin Liz Christy fortan Green Guerillas (JAHNKE 2010: 46ff.; REYNOLDS 2009: 14, 78ff.).¹⁰²

Im Jahr 2004 wurde der Begriff durch den Londoner Geographen und Werbefachmann Richard Reynolds erneut geprägt (REYNOLDS 2009: 85ff.). Über seinen Blog und seine Internetseite (REYNOLDS 2011)¹⁰³ dokumentiert er seine Aktivitäten und sorgt so für die weltweite Verbreitung der Ideen des Guerilla Gardening. Richard Reynolds, der zurzeit wohl bekannteste Guerilla Gärtner, definiert Guerilla Gardening wie folgt:

„Die unerlaubte Kultivierung von Land, das jemand anderem gehört. (...) Guerilla Gardening ist eine Schlacht um die Ressourcen, ein Kampf gegen Landmangel, gegen ökologischen Raubbau und verpasste Möglichkeiten. Und dann geht es nebenbei auch noch um Dinge wie Meinungsfreiheit oder das Zusammengehörigkeitsgefühl in deinem Viertel. Guerilla Gardening ist eine Schlacht, in der Blumen die Munition sind (meistens jedenfalls)“ (REYNOLDS 2009: 12).

Gemäß Julia Jahnke gibt es allerdings keine allgemeingültige Definition von Guerilla Gardening (JAHNKE 2010: 101). Sie beschreibt das Phänomen folgendermaßen:

Guerilla Gardening „(...) stellt eine wenig untersuchte Sonderform der an Bedeutung gewinnenden neuen Strömung des urbanen Gartenbaus und der urbanen Landwirtschaft dar. (...) Guerilla Gardening entsteht in erster Linie als Reaktion auf eine städtische Unterversorgung in Bereichen, die für die handelnden Gärtner als notwendig für eine angemessene Lebensqualität empfunden werden. (...) [Es; B.B.] ist eine Graswurzelbewegung ohne organisatorischen Rahmen, von Einzelpersonen und losen Gruppen getragen“ (ebd. 101).

¹⁰² Der nach seiner Gründerin benannte Liz Christy Community Garden existiert immer noch in New York (LOGGINS 2007), vgl. <http://www.lizchristygarden.org/>, 29.09.2011. Zudem entwickelte sich aus dieser Gartenbewegung die bis heute bestehende Non-Governmental Organization (NGO) namens Green Guerrillas (GREEN-GUERRILLAS 2011), vgl. <http://www.greenguerrillas.org/index.php>, 21.10.2011.

¹⁰³ Vgl. <http://www.guerrillagardening.org/>, 21.10.2011.

Die Beweggründe der Guerilla Gärtner sind vielfältig: Einige gärtnern gemeinwohlorientiert für die Verschönerung des öffentlichen Raumes, andere um Nahrungsmittel zu produzieren oder weil sie es als Wohltat für Körper und Seele empfinden (JAHNKE 2010: 79ff.; REYNOLDS 2009: 20ff.).

Interkultureller Garten

Interkulturelle Gärten können als Sonderform der Gemeinschaftsgärten betrachtet werden. Hier bauen Menschen aus unterschiedlichen Ländern, sozialen Schichten mit oder ohne Migrationshintergrund Obst und Gemüse an. Es werden sowohl Überschüsse und Saatgut als auch Rezepte ausgetauscht. Man gärtner zusammen, kocht zusammen und kann dabei lernen, mit Differenzen und Andersartigkeiten umzugehen und diese zu überwinden. Neue Beziehungen können geknüpft werden. Durch die Zusammenarbeit wird vielfältiges Wissen ausgetauscht. Menschen mit Migrationshintergrund erfahren in diesem Kontext, häufig zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Deutschland, Wertschätzung und Anerkennung für ihr Wissen und ihr Können. Gleichzeitig werden die Gärtnerinnen und Gärtner – fast beiläufig – auch für ökologische Themen und Zusammenhänge sensibilisiert. Die meistens auf innerstädtischen Brachflächen errichteten Interkulturellen Gärten sollen überdies die Migrantinnen und Migranten in den städtischen Kontext integrieren und diese sonst oft isoliert lebende Bevölkerungsgruppe sichtbar machen (MÜLLER 2011b: 32f.; STIFTUNG INTERKULTUR 2011b)¹⁰⁴. Dem Netzwerk der Stiftung Interkultur gehören derzeit (Stand Januar 2012) 122 Interkulturelle Gärten in 16 Bundesländern an, 68 weitere sind in Planung (STIFTUNG INTERKULTUR 2011a)¹⁰⁵.

Kinderbauernhof

Das Konzept der Kinderbauernhöfe bzw. Jugendfarmen geht auf die sog. Krempelspielplätze aus den 1930er Jahren des dänischen Landschaftsarchitekten Carl Theodor Sørensen zurück. Er hatte festgestellt, dass sich Kinder lieber ihre eigenen Welten auf verwilderten Brachflächen gestalten, anstatt auf gut möblierten Spielplätzen zu spielen. In Deutschland konnte die Idee dieser pädagogisch betreuten, sich aus den Bedürfnissen und Interessen der Kinder aus der Nachbarschaft entwickelnden Kinderbauernhöfe ab den 1960er Jahren Fuß

¹⁰⁴ <http://www.stiftung-interkultur.de/>, 25.10.2011.

¹⁰⁵ <http://www.stiftung-interkultur.de/gaerten-im-ueberblick>, 18.01.2012.

fassen. In den 1970er Jahren erlebte die Bewegung ihre erste Blütezeit. Der erste Kinderbauernhof in Berlin (KINDERBAUERNHOF MAUERPLATZ 2010)¹⁰⁶ wurde 1981 gegründet, nach dem Mauerfall folgten weitere. Dies auch im Zuge des erneuten Aufschwungs der Bewegung (BDJA 2011a)¹⁰⁷.

Die Angebote der Kinderbauernhöfe richten sich hauptsächlich an schulpflichtige Kinder. Hier können sie Hütten bauen, spielen, sich mit anderen Kindern treffen. Auf den Geländen finden sich Feuerstellen, Werkstätten für handwerkliches Arbeiten, Gärten sowie Stallungen mit verschiedenen Tieren, die gemeinsam betreut werden. Durch diese Erfahrungen soll die Beziehung der Kinder zur Natur und das Verständnis für ökologische Kreisläufe gestärkt werden (BDJA 2011b: 2)¹⁰⁸. Viele dieser Projekte bieten noch weitere, über den Rahmen des Spielplatzes hinausreichende Angebote an und kooperieren mit den örtlichen Schulen (BDJA 2011b: 4). Der Besuch dieser Kinderbauernhöfe ist für Kinder kostenfrei. Da die Einrichtungen normalerweise ganzjährig und meist auch sonntags geöffnet sind und keine Anmeldung erforderlich ist, können die Kinder das Angebot nach Lust und Laune nutzen.

Kleingarten

Diese auch als Lauben- oder Schrebergarten bezeichnete gärtnerisch genutzte Fläche findet sich sowohl in städtischen als auch in ländlichen Gebieten. Meistens steht auf den Grundstücken ein kleines, oft hölzernes Haus, die sog. Laube. Zentrales Charakteristikum der Kleingärten ist ihre Lage in Gartenkolonien. Damit unterscheiden sie sich vom Hausgarten, der sich am Haus des Besitzers befindet. Der Unterschied zu den Gemeinschaftsgärten liegt v.a. darin, dass hier jeweils individuelle Parzellen und nicht gemeinschaftliche Flächen bewirtschaftet werden. Die Bewegung der Kleingärtner, welche mit diesen Subsistenzgärten ihre Lebensverhältnisse – gerade in den zunehmend dichter besiedelten und industrialisierten Städten – aufbesserten, bildete sich im 19. Jahrhundert (vgl. Kapitel 1.1). Diese ökonomische Bedeutung haben die Kleingärten mittlerweile weitgehend verloren. Heute dienen sie hauptsächlich als kleine, private

¹⁰⁶ <http://kbh-mauerplatz.de/index.php>, 25.10.2011.

¹⁰⁷ http://www.bdja.org/index.php?article_id=50, 25.10.2011.

¹⁰⁸ http://www.bdja.org/files/infolyer_bdja.pdf, 25.10.2011.

Gartenparadiese (FRANK 2011: 167; UERSCHELN und KALUSOK 2009: 188; WAHL 2001: 155; GLASER 1998: 278f.).

Mobiler Garten¹⁰⁹

Mobile Gärten lassen sich transportieren und an beliebigen Orten aufbauen. Das derzeit wohl bekannteste Beispiel für einen solchen Garten ist der Berliner Prinzessinnengarten (PRINZESSINNENGARTEN 2011b)¹¹⁰. Andere Projekte gibt es auch in Hamburg (GARTENDECK 2011)¹¹¹ oder Köln (PFLANZSTELLE 2011)¹¹². Gemüse, Kräuter und Blumen werden in Bäckerkisten, Reissäcken und anderen recyclebaren Verpackungen angebaut. So ist diese Form des gemeinschaftlichen Gärtnerns besonders geeignet für die temporäre Nutzung städtischer Brachflächen. Zudem stellt sich bei dieser Anbaumethode die Frage nach einer allfälligen Kontamination des Bodens – was gerade auf innerstädtischen und Industriebrachen häufig der Fall ist – nicht.

Nachbarschaft

Auf der planerischen Ebene ist die Nachbarschaft der räumlichen Einheit der Gemeinde untergeordnet und zählt meist 3'000-4'000 Einwohner (FUCHS-HEINRITZ et al. 2011: 463). Als Teil des Beziehungsgefüges wird die Nachbarschaft zwischen die Familie und die Gemeinde eingeordnet (CLAESSENS und CLAESSENS 1992: 162). In solchen Nachbarschaften können mehr oder weniger dichte soziale Beziehungen aufgebaut werden, die durch „(...) räumliche Nähe, persönliche und dauerhafte Bekanntschaften, gegenseitige Hilfe und soziale Kontrolle gekennzeichnet sind“ (FUCHS-HEINRITZ et al. 2011: 463).

Ökologischer Landbau

Der ökologische Landbau kann gemäß WAHL (2001: 196) auch mit alternativem oder biologischem Landbau gleichgesetzt werden. In dieser spezifischen Form der Landwirtschaft wird der landwirtschaftliche Betrieb als geschlossenes System betrachtet. Um dieses System nicht zu stören, wird auf künstliche Dünger und Pflanzenschutzmittel verzichtet. Ziel ist im Gegenteil die Steigerung der

¹⁰⁹ Vgl. auch Kapitel 5.3.

¹¹⁰ <http://prinzessinnengarten.net/wir/>, 04.10.2011.

¹¹¹ <http://www.gartendeck.de/>, 25.10.2011.

¹¹² <http://pflanzstelle.tk/>, 25.10.2011.

natürlichen Bodenfruchtbarkeit sowie der natürlichen Abwehrkräfte von Pflanzen und Tieren.

Pacht / Pächter

Die Pacht ist aus dem römischen Recht abgeleitet und meint die Vergabe einer Sache durch einen Verpächter, meist gewerblich oder landwirtschaftlich nutzbare Flächen, auf Zeit an einen Pächter. Dieser kann die Fläche gegen Bezahlung von Zinsen nutzen. Die Nutzungsbedingungen werden dabei individuell ausgehandelt (WAHL 2001: 198; LEONHARD et al. 2010)¹¹³.

Selbsterntegarten

Gemäß Maria SPITTHÖVER (2007: 20) stammt das Prinzip der Selbsterntegärten aus Österreich. In dieser speziellen Gartenausprägung werden fertig vorbereitete – d.h. bereits mit verschiedenen Gemüsesorten bepflanzte – Parzellen in Stadtnähe an die Pächterinnen und Pächter vergeben. Diese müssen in der Folge nur noch das Unkraut ausjäten, allenfalls abgestorbene Pflanzen ersetzen, gießen und natürlich ernten. Das Angebot richtet sich an Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner, die sich mit selbstgezo-genem, saisonalem Gemüse aus Bioanbau versorgen möchten, jedoch – bspw. aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit – nicht die Zeit aufbringen können einen Gemüsegarten selbständig zu bewirtschaften (vgl. VON GRAFENSTEIN 2011)¹¹⁴. Wie SPITTHÖVER (2007: 22) am Beispiel des Selbsterntegartens in Kassel aufzeigt, sind die Motive der Gärtnerinnen und Gärtner für eine Teilnahme am Projekt unterschiedlich. Die einen gärtnern als Ausgleich zur Erwerbsarbeit oder aus Interesse an gesundem Gemüse, andere aus Freude am Gärtnern oder um überhaupt herauszufinden, ob ihnen Gartenbau Spaß macht. Durchschnittlich müssen die Pächterinnen und Pächter schlussendlich nur noch eine bis zwei Stunden wöchentlich für die Pflege ihrer Parzelle aufbringen. Dabei werden sie bei Bedarf von den Betreiberinnen und Betreibern unterstützt und beraten (VON GRAFENSTEIN 2011: 23; SPITTHÖVER 2007).

¹¹³ <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13705.php>, 20.10.2011.

¹¹⁴ <http://www.bauerngarten.net/>, 25.10.2011.

Die ersten dieser Projekte wurden mit der Idee lanciert, Landwirten eine neue Perspektive, eine neue Möglichkeit ihrer Existenzsicherung zu bieten. Heute geht es oft auch darum, inner- und randstädtische Freiräume zu nutzen, um einen Beitrag zu einer nachhaltigen Selbstversorgung zu leisten und den Menschen die Landwirtschaft an sich wieder näher zu bringen (VON GRAFENSTEIN 2011; SPITTHÖVER 2007: 20). Als Beispiel sei hier im Berliner Kontext der Bauerngarten von Max von Grafenstein genannt (VON GRAFENSTEIN 2011).

Subsistenzwirtschaft

Diese Wirtschaftsform orientiert sich hauptsächlich am Eigenbedarf und nicht an der Nachfrage auf dem Markt. Die Haushalte produzieren also in erster Linie für sich selbst. Das hat zur Folge, dass die Arbeitsteilung nur schwach ausgebildet ist. Diese in Westeuropa v.a. für die vorindustrielle Zeit charakteristische Form des Wirtschaftens hat auch heute noch Bedeutung. In unterschiedlichem Maße in den verschiedenen Gebieten Europas – denn wie MÜLLER (1999: 42) bemerkt verschwand die Subsistenzproduktion nicht mit der Modernisierung, sondern bleibt weiterhin Grundlage der Warenproduktion –, in ausgeprägter Art und Weise für die meist in Entwicklungsländern ansässigen Sammel- und Jagdwirtschaft betreibenden Gesellschaften (PFAFFEN und INEICHEN 2004; WAHL 2001: 240f.)¹¹⁵. Es wird konsumiert was selbst erzeugt wurde. Allfällige Überschüsse können verschenkt und so soziale Beziehungen und Netze gepflegt werden. Denn „die, die geben, sind es, die soziale Beziehungen herstellen und dominieren“ (MEYER-RENSCHHAUSEN 2000: 33). Mit dem Verlust oder der Aufgabe der Subsistenzorientierung in einer Gemeinschaft gehen gemäss Christa MÜLLER (1999: 33) auch viele soziale Beziehungen verloren, da man nicht mehr so sehr auf die anderen angewiesen ist und alles in anonymen Supermärkten kaufen kann.

¹¹⁵ <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13835.php>, 20.10.2011.

Übersicht über den Datenfundus

1. Beobachtungsprotokolle

- 1.1 [Beob_TSG] Ton, Steine, Gärten
- 1.2 [Beob_PG] Prinzessinnengarten
- 1.3 [Beob_AK] Allmende-Kontor
- 1.4 [Beob_WG] Wuhlegarten

2. Interviewleitfäden

- 2.1 [Interv_Andrea Binke] Andrea Binke – Ton, Steine, Gärten
- 2.2 [Interv_Marco Clausen] Marco Clausen - Prinzessinnengarten
- 2.3 [Interv_Christophe Kotanyi] Christophe Kotanyi – Allmende-Kontor
- 2.4 [Interv_Elisabeth Meyer-Renschhausen] Elisabeth Meyer-Renschhausen – Allmende-Kontor
- 2.5 [Interv_Malte Zacharias] Malte Zacharias – Allmende-Kontor
- 2.6 [Interv_Turgut Altug] Turgut Altug – Interkultureller Garten im Görlitzer Park, Türkisch-Deutsches Umweltzentrum Berlin
- 2.7 [Interv_Oliver Ginsberg] Oliver Ginsberg – Bunt Beete
- 2.8 [Interv_Gerda Muennich] Gerda Muennich – Wuhlegarten Köpenick, AG Interkulturelle Gärten Berlin und Brandenburg
- 2.9 [Interv_Christa Müller] Christa Müller – Stiftung Interkultur

3. Transkripte der Interviews

- 3.1 Transkriptionsregeln
- 3.2 [Transk_Andrea Binke] Andrea Binke (06. Juli 2011)
- 3.3 [Transk_Marco Clausen] Marco Clausen (08. September 2011)
- 3.4 [Transk_Christophe Kotanyi] Christophe Kotanyi (06. September 2011)
- 3.5 [Transk_Elisabeth Meyer-Renschhausen] Elisabeth Meyer-Renschhausen (11. August 2011)
- 3.6 [Transk_Malte Zacharias] Malte Zacharias (14. Juli 2011)
- 3.7 [Transk_Turgut Altug] Turgut Altug (28. Juli 2011)
- 3.8 [Transk_Oliver Ginsberg] Oliver Ginsberg (02. Juli 2011)
- 3.9 [Transk_Gerda Muennich] Gerda Muennich (09. August 2011)

VERZEICHNISSE

Literatur- und Internetquellen

- ARENTZEN, UTE (Hrsg.) (1997a): *Gabler Wirtschaftslexikon*. 14. Auflage, Wiesbaden: Gabler. FE-H.
- ARENTZEN, UTE (Hrsg.) (1997b): *Gabler Wirtschaftslexikon*. 14. Auflage, Wiesbaden: Gabler. D-FD.
- BDJA (2011a): *Die Geschichte der Jugendfarmen und Aktivspielplätze*. Bund der Jugendfarmen und Aktivspielplätze e.V. [Online]. Stuttgart. Verfügbar: http://www.bdja.org/index.php?article_id=50 [Zugriff: 25.10.2011].
- BDJA (2011b): *Offene Spielräume für Kinder und Jugendliche*. Bund der Jugendfarmen und Aktivspielplätze e.V. [Online]. Verfügbar: http://www.bdja.org/files/infolyer_bdja.pdf [Zugriff: 25.10.2011].
- BECKER, ALEXANDRA, et al. (2011): *Social Seeds. Überlebensvielfalt in Berliner Gemeinschaftsgärten* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://www.social-seeds.net/> [Zugriff: 03.11.2011].
- BERLIN.DE: *Das offizielle Hauptstadtportal. Bezirksämter* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://www.berlin.de/rubrik/politik-und-verwaltung/bezirksaemter/> [Zugriff: 27.01.2012].
- BEUCHERT, MARIANNE (1998): Die Gärten Chinas. In: SARKOWICZ, H. (Hrsg.): *Die Geschichte der Gärten und Parks*. Frankfurt a.M. [u.a.]: Insel Verlag. 50-63.
- BITTNER, BARBARA, et al. (2008): *Editorial Online-Journal „soziales_kapital“ – für die 1. Ausgabe Juli 2008*. Verfügbar: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/61/70.pdf> [Zugriff: 20.04.2011].
- BOCHNIG, STEFAN & SELLE, KLAUS (Hrsg.) (1992): *Freiräume für die Stadt. Sozial und ökologisch orientierter Umbau von Stadt und Region*. Wiesbaden [u.a.]: Bauverlag.
- BORGSTEDT, SILKE (2011): Das Paradies vor der Haustür. Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung. In: MÜLLER, C. (Hrsg.): *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: oekom Verlag. 118-125.
- BOURDIEU, PIERRE (1992): *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg: VSA-Verlag. Schriften zu Politik und Kultur, 1.
- BRAUER, KAI (2005): *Bowling together. Clan, Clique, Community und die Strukturprinzipien des Sozialkapitals*. 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- BUCK, INGE (2000): Kleingärten im Krieg. Zwischen Glücksinsel, Observation und Planungsvertreibung. In: MEYER-RENSCHHAUSEN, E. & HOLL, A. (Hrsg.): *Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung*. Innsbruck, Wien, München: Studien-Verlag. 162-175.
- CARROLL-SPILLECKE, MAUREEN (1998): Antike griechische Gärten. In: SARKOWICZ, H. (Hrsg.): *Die Geschichte der Gärten und Parks*. Frankfurt a.M. [u.a.]: Insel Verlag. 80-90.
- CLAESSENS, DIETER & CLAESSENS, KARIN (1992): *Gesellschaft. Lexikon der Grundbegriffe*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- DENZIN, NORMAN KENT (1989): *The Research Act. A theoretical introduction to sociological methods*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.

- DZIONARA, KARIN (1998): Der Garten im alten Ägypten. In: SARKOWICZ, H. (Hrsg.): *Die Geschichte der Gärten und Parks*. Frankfurt a.M. [u.a.]: Insel Verlag. 25-37.
- ENQUETE-KOMMISSION (2002): *Bürgerschaftliches Engagement: Auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. Bericht der Enquete-Kommission "Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements"*. Berlin: Deutscher Bundestag.
- FLICK, UWE (2007): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Neuausgabe, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- FRANK, SABINE (2011): *Mein Garten ist mein Herz. Eine Kulturgeschichte der Gärten in Deutschland*. Köln: DuMont.
- FRIEDRICH, JÜRGEN (1973): *Methoden empirischer Sozialforschung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- FUCHS-HEINRITZ, WERNER, et al. (Hrsg.) (2011): *Lexikon zur Soziologie*. 5. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- GARTENDECK (2011): *Gartendeck* [Online]. Hamburg. Verfügbar: <http://www.gartendeck.de/> [Zugriff: 25.10.2011].
- GLASER, BARNEY G. & STRAUSS, ANSELM LEONARD (1998): *Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern [u.a.]: Huber.
- GLASER, HERMANN (1998): Schreber- und Nutzgarten. Das Nützliche und das Schöne. In: SARKOWICZ, H. (Hrsg.): *Die Geschichte der Gärten und Parks*. Frankfurt a.M. [u.a.]: Insel Verlag. 277-289.
- GRANOVETTER, MARK S. (1973): The Strength of Weak Ties. In: *American Journal of Sociology*, 78 (6), 1360-1380.
- GREEN-GUERRILLAS (2011): *green guerrillas.org. It's your city, dig it* [Online]. New York. Verfügbar: <http://www.greenguerillas.org/index.php> [Zugriff: 21.10.2011].
- GROH, TRAUGER & MCFADDEN, STEVEN (1997): *Farms of tomorrow revisited. Community supported farms, farm supported communities*. Kimberton, Pennsylvania: Biodynamic Farming and Gardening Association.
- GRÜNSTEIDEL, IRMTRAUD (2000): Community Gardens: Grüne Oasen in den Ghettos von New York. In: MEYER-RENSCHHAUSEN, E. & HOLL, A. (Hrsg.): *Die Wiederkehr der Gärten: Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung*. Innsbruck, Wien, München: Studien-Verlag.
- HANIFAN, LYDA JUDSON (1920): *The Community Center*. Boston, New York, Chicago, San Francisco: Silver, Burdett & Company.
- HAUSER, ALBERT & HEYER, HANS-RUDOLF (2010): *Historisches Lexikon der Schweiz. Gärten* [Online]. Bern. Verfügbar: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7953.php> [Zugriff: 30.06.2011].
- HÄUSSERMANN, HARTMUT & SIEBEL, WALTER (2004): *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- HÄUSSERMANN, HARTMUT, et al. (2011): *Monitoring Soziale Stadtentwicklung 2010. Fortschreibung für den Zeitraum 2008-2009. Endbericht*. Verfügbar: http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/basisdaten_stadtentwicklung/monitoring/download/2010/monitoring_soziale_stadtentwicklung_endbericht_2010.pdf [Zugriff: 04.11.2011].
- HEALY, TOM & CÔTÉ, SYLVAIN (2004): *Vom Wohlergehen der Nationen. Die Rolle von Human- und Sozialkapital*. Verfügbar: http://commons.ch/wp-content/uploads/OECD_Vom-Wohlergehen-der-Nationen1.pdf [Zugriff: 06.06.2011].

- HECKMANN, HERBERT (1998): Walahfrid Strabos Hortulus - der ideale Klostergarten. In: SARKOWICZ, H. (Hrsg.): *Die Geschichte der Gärten und Parks*. Frankfurt a.M. [u.a.]: Insel Verlag. 122-133.
- HEISTINGER, ANDREA (2011): Leben von Gärten. Warum urbane Gärten wichtig sind für Ernährungssouveränität, Eigenmacht und Sortenvielfalt. In: MÜLLER, C. (Hrsg.): *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: oekom Verlag. 305-318.
- HOLL, ANNE (2000): Die neuen Gärten von Havanna. Staatlich verordnete soziale Bewegung zwecks Planerfüllung? In: HOLL, A. & MEYER-RENSCHHAUSEN, E. (Hrsg.): *Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung*. Innsbruck, Wien, München: Studien-Verlag. 104-121.
- HOLL, ANNE & MEYER-RENSCHHAUSEN, ELISABETH (2000): Die Wiederkehr der Gärten. Eine Einführung. In: MEYER-RENSCHHAUSEN, E. & HOLL, A. (Hrsg.): *Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung*. Innsbruck, Wien, München: Studie- Verlag. 9-20.
- HOLM, ANDREJ (2011): Gentrification in Berlin. Neue Investitionsstrategien und lokale Konflikte. In: HERRMANN, H., et al. (Hrsg.): *Die Besonderheit des Städtischen. Entwicklungslinien der Stadt(soziologie)*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 213-232.
- ILLICH, IVAN (1982): *Vom Recht auf Gemeinheit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- JACOBS, JANE (1961): *The death and life of great American cities*. New York: Random House.
- JAHNKE, JULIA (2010): *Guerilla Gardening anhand von Beispielen in New York, London und Berlin*. Tönning, Lübeck, Marburg: Der Andere Verlag. Berliner ökophysiologische und phytomedizinische Schriften, 11.
- JUNGE, SIMON (2010): *Versorgungsgemeinschaft und Löwengarten* [Online]. Pretschen. Verfügbar: <http://www.land-und-leute.com/index.htm?n1=0> [Zugriff: 20.10.2011].
- KINDERBAUERNHOF, MAUERPLATZ (2010): *Kinderbauernhof Mauerplatz* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://kbh-mauerplatz.de/index.php> [Zugriff: 25.10.2011].
- KLAGES, HELMUT (2003): Freiwilliges bürgerschaftliches Engagement im kommunalen Raum. In: *Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften DfK*, 41 (2/2000), 83-107.
- KOOB, DIRK (2007): *Sozialkapital zur Sprache gebracht. Eine bedeutungstheoretische Perspektive auf ein sozialwissenschaftliches Begriffs- und Theorieproblem*. Göttingen: Universitäts-Verlag Göttingen.
- KRAISS, KATHARINA & VAN ELSEN, THOMAS (2008): Community Supported Agriculture (CSA) in Deutschland. Konzept, Verbreitung und Perspektiven von landwirtschaftlichen Wirtschaftsgemeinschaften. In: *Lebendige Erde*, 2/2008, 44-47.
- KRAISS, KATHARINA & VAN ELSEN, THOMAS (2009): Landwirtschaftliche Wirtschaftsgemeinschaften (Community Supported Agriculture, CSA). Ein Weg zur Revitalisierung des ländlichen Raumes? In: FRIEDEL, R. & SPINDLER, E. A. (Hrsg.): *Nachhaltige Entwicklung ländlicher Räume. Chancenverbesserung durch Innovation und Traditionspflege*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 183-194.
- LA VIA, CAMPESINA (2011): *What is La Via Campesina?* [Online]. Jakarta. Verfügbar:

- http://viacampesina.org/en/index.php?option=com_content&view=category&layout=blog&id=27&Itemid=44 [Zugriff: 15.06.2011].
- LASSNIG, PETER (2011): *Ochsenherz Gärtnerhof* [Online]. Gänserndorf-Süd. Verfügbar: <http://www.ochsenherz.at/index.html> [Zugriff: 20.10.2011].
- LEONHARD, MARTIN, et al. (2010): *Historisches Lexikon der Schweiz. Pacht* [Online]. Bern. Verfügbar: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13705.php> [Zugriff: 20.10.2011].
- LINN, KARL (2008): *Building Commons and Community*. Oakland: New Village Press.
- LOGGINS, DONALD (2007): *Liz Christy Community Garden* [Online]. New York. Verfügbar: <http://www.lizchristygarden.org/> [Zugriff: 29.09.2011].
- LOZICZKY, TANJA (1999): Hofarbeit und Vermarktung gemeinschaftlich neu organisieren. In: BENNHOLDT-THOMSEN, V., et al. (Hrsg.): *Das Subsistenzhandbuch. Widerstandskulturen in Europa, Asien und Lateinamerika*. Wien: Promedia. 148-163.
- MADLENER, NADJA (2008): *Grüne Lernorte - Gemeinschaftsgärten in Berlin*. Dissertation, Universität Wien.
- MATIASKE, WENZEL & GRÖZINGER, GERD (2008): Sozialkapital - eine (un)bequeme Kategorie. Editorial. In: MATIASKE, W. & GRÖZINGER, G. (Hrsg.): *Sozialkapital: eine (un)bequeme Kategorie*. Marburg: Metropolis-Verlag. Ökonomie und Gesellschaft Jahrbuch 20. 7-15.
- MAYER-TASCH, PETER CORNELIUS (1998): Der Garten Eden. In: SARKOWICZ, H. (Hrsg.): *Die Geschichte der Gärten und Parks*. Frankfurt a.M. [u.a.]: Insel Verlag. 11-24.
- MEIER, CHRISTIAN (1998): Der römische Garten. In: SARKOWICZ, H. (Hrsg.): *Die Geschichte der Gärten und Parks*. Frankfurt a.M. [u.a.]: Insel Verlag. 91-105.
- METEO, SCHWEIZ (2007): *Eisheilige* [Online]. Bern. Verfügbar: <http://www.meteoschweiz.admin.ch/web/de/lexikon/e/Eisheilige.html> [Zugriff: 28.10.2011].
- MEYER-RENSCHHAUSEN, ELISABETH (2000): Vom Ackerbürgertum zur Schrebergartenkolonie. Verarmungs- und Reagrarisierungsprozesse in der Geschichte kleiner Landstädte Nordostdeutschlands. In: MEYER-RENSCHHAUSEN, E. & HOLL, A. (Hrsg.): *Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung*. Innsbruck, Wien, München: Studien-Verlag.
- MEYER-RENSCHHAUSEN, ELISABETH (2004): *Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City*. Königstein: Ulrike Helmer Verlag.
- MEYER-RENSCHHAUSEN, ELISABETH (2010): Urbanes Ackern. Die Rückkehr von Gemüseanbau und Selbstversorgung in den Städten. In: AGRARBÜNDNIS (Hrsg.): *Der kritische Agrarbericht 2010. Schwerpunktthema: Boden*. ABL Bauernblatt Verlag.
- MEYER-RENSCHHAUSEN, ELISABETH & HOLL, ANNE (Hrsg.) (2000): *Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung*. Innsbruck, Wien, München: Studien-Verlag.
- MÖRTENBÖCK, PETER & MOOSHAMMER, HELGE (2010): *Netzwerk Kultur. Die Kunst der Verbindung in einer globalisierten Welt*. Bielefeld: transcript-Verlag.
- MÜLLER, CHRISTA (1999): Von der Subsistenz- zur Warenorientierung. Wie ein westfälisches Bauern- und Handwerkerdorf in den Weltmarkt integriert wurde, und welche Folgen das für die Subsistenzproduktion hatte. In:

- BENNHOLDT-THOMSEN, V., et al. (Hrsg.): *Das Subsistenzhandbuch. Widerstandskulturen in Europa, Asien und Lateinamerika*. Wien: Promedia. 31-47.
- MÜLLER, CHRISTA (2008): *Zur Bedeutung von Interkulturellen Gärten für eine nachhaltige Stadtentwicklung. Vortrag auf der internationalen Tagung "Gärten als Alltagskultur"*. [Online]. Verfügbar: <http://www.stiftung-interkultur.de/dmdocuments/C.Mueller.Uni%20Kassel%202008.pdf> [Zugriff: 23.06.2011].
- MÜLLER, CHRISTA (2009): Die neuen Gärten in der Stadt. In: KAESTLE, T. (Hrsg.): *Mind the Park. Planungsräume. Nutzersichten. Kunstvorfälle*. Oldenburg: Fruehwerk Verlag. 84-89.
- MÜLLER, CHRISTA (2010): Raum schaffen für urbane Gärten. Die Neue Gartenbewegung und die kommunale Politik. In: *AKP. Fachzeitschrift für Alternative Kommunal Politik*, 31 (2/2010), 60-62.
- MÜLLER, CHRISTA (2011): Urbane Landwirtschaft als postfossile Strategie. Von Stadtpflanzen und Refugien des Selbermachens. In: *Politische Ökologie*, 29 (124), 67-72.
- MÜLLER, CHRISTA (Hrsg.) (2011a): *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: oekom Verlag.
- MÜLLER, CHRISTA (2011b): Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: MÜLLER, C. (Hrsg.): *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: oekom Verlag. 22-53.
- NOSETTI, LAURA (2011): *Interkulturelle Gärten Schweiz* [Online]. Bern. Verfügbar: <http://www.interkulturelle-gaerten.ch/> [Zugriff: 28.09.2011].
- OFFE, CLAUS & FUCHS, SUSANNE (2001): Schwund des Sozialkapitals? Der Fall Deutschland. In: PUTNAM, R. D. (Hrsg.): *Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich*. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung. 417-514.
- PFÄFFEN, EDWIN & INEICHEN, ANDREAS (2004): *Historisches Lexikon der Schweiz. Subsistenzwirtschaft* [Online]. Bern. Verfügbar: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13835.php> [Zugriff: 20.10.2011].
- PFLANZSTELLE (2011): *Pflanzstelle. Soziokulturelle und urbane Landwirtschaft in Köln-Kalk* [Online]. Köln: Grenzenlos Gärten e.V. Verfügbar: <http://pflanzstelle.tk/> [Zugriff: 25.10.2011].
- PIENING, GÜNTER (2007): *Berlin - Hauptstadt der interkulturellen Gärten* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://www.berlin.de/lb/intmig/presse/archiv/20070824.1000.84088.html> [Zugriff: 05.10.2011].
- PRINZESSINNENGARTEN (2011a): *Beetpatenschaften* [Online]. Berlin: Nomadisch Grün gemeinnützige GmbH. Verfügbar: <http://prinzessinnengarten.net/patenschaften/> [Zugriff: 12.10.2011].
- PRINZESSINNENGARTEN (2011b): *Nomadisch Grün und die Prinzessinnengärten* [Online]. Berlin: Nomadisch Grün gemeinnützige GmbH. Verfügbar: <http://prinzessinnengarten.net/wir/> [Zugriff: 04.10.2011].
- PRINZESSINNENGARTEN (2011c): *Prinzessinnengarten* [Online]. Berlin: Nomadisch Grün gemeinnützige GmbH. Verfügbar: <http://prinzessinnengarten.net/> [Zugriff: 28.10.2011].
- PRINZESSINNENGARTEN (2011d): *Veranstaltungskalender* [Online]. Berlin: Nomadisch Grün gemeinnützige GmbH. Verfügbar: <http://prinzessinnengarten.net/veranstaltungskalender/> [Zugriff: 04.10.2011].

- PRINZESSINNENGARTEN (2011e): *Workshops* [Online]. Berlin: Nomadisch Grün gemeinnützige GmbH. Verfügbar: <http://prinzessinnengarten.net/workshops-gartenarbeitsstunden/> [Zugriff: 12.10.2011].
- PUTNAM, ROBERT D. (1993): *Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- PUTNAM, ROBERT D. (Hrsg.) (2001): *Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich*. Gütersloh: Verlag Bertelsmann-Stiftung.
- PUTNAM, ROBERT D. & GOSS, KRISTIN A. (2001): Einleitung. In: PUTNAM, R. D. (Hrsg.): *Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich*. Gütersloh. 15-44.
- RAUCHHAUS (2011): *Rauchhaus Geschichte* [Online]. Berlin: Georg von Rauch-Haus. Jugend- und Kulturzentrum Kreuzberg e.V. Verfügbar: <http://www.rauchhaus1971.de/index.php> [Zugriff: 12.10.2011].
- REYNOLDS, RICHARD (2009): *Guerilla Gardening. Ein botanisches Manifest*. Freiburg, Breisgau: Orange Press.
- REYNOLDS, RICHARD (2011): *GuerillaGardening.org. Blog, Tips, Enlist, Community, Links* [Online]. London. Verfügbar: <http://www.guerrillagardening.org/> [Zugriff: 21.10.2011].
- ROSOL, MARIT (2006): *Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung*. Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin.
- SCHULTHEIS, FRANZ (2008): Pierre Bourdieus Konzeptualisierung von "Sozialkapital". In: MATIASKE, W. & GRÖZINGER, G. (Hrsg.): *Sozialkapital: eine (un)bequeme Kategorie*. Marburg: Metropolis-Verlag. Ökonomie und Gesellschaft Jahrbuch, 20. 17-42.
- SEN.STADT (2011a): *Peter Joseph Lenné - Biographie* [Online]. Berlin: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. Verfügbar: <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/aktuell/wettbewerbe/lenne/de/biographie.shtml> [Zugriff: 04.10.2011].
- SEN.STADT (2011b): *Senatsverwaltung für Stadtentwicklung. FIS-Broker* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://fbinter.stadt-berlin.de/fb/index.jsp> [Zugriff: 23.11.2011].
- SPITTHÖVER, MARIA (2007): Selbsterntegärten in der Stadt - ein neuer Freiraumtyp mit Perspektive ? In: *Stadt und Grün*, 2/2007, 20-25.
- STEIN, HARTWIG (2000): *Inseln im Häusermeer. Eine Kulturgeschichte des deutschen Kleingartenwesens bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Reichsweite Tendenzen und Gross-Hamburger Entwicklung*. 2. Auflage, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag.
- STIFTUNG, INTERKULTUR (2011a): *Die Interkulturellen Gärten im Überblick* [Online]. München: Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis gemeinnützige GmbH. Verfügbar: <http://www.stiftung-interkultur.de/gaerten-im-ueberblick> [Zugriff: 18.01.2012].
- STIFTUNG, INTERKULTUR (2011b): *Interkulturelle Gärten. StadtLandschaften der Migrationsgesellschaft* [Online]. München: Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis gemeinnützige GmbH. Verfügbar: <http://www.stiftung-interkultur.de/> [Zugriff: 25.10.2011].
- STIFTUNG, INTERKULTUR (2011c): *Ziele und Aufgaben* [Online]. München: Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis gemeinnützige GmbH.

- Verfügbar: <http://www.stiftung-interkultur.de/interkultur-ziele-aufgaben>
[Zugriff: 07.11.2011].
- STREIFFELER, FRIEDHELM (2000): Landwirtschaft in der Stadt. Das Beispiel Afrika. In: HOLL, A. & MEYER-RENSCHHAUSEN, E. (Hrsg.): *Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung*. Innsbruck, Wien, München: Studien-Verlag. 64-82.
- TABORSKY, URSULA (2008): *Naturzugang als Teil des guten Lebens. Die Bedeutung interkultureller Gärten in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag.
- TEMPELHOF, PROJEKT GMBH (2011a): *Tempelhofer Freiheit. Ein Labor für Zwischennutzungen* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://www.tempelhoferfreiheit.de/mitgestalten/> [Zugriff: 08.08.2011].
- TEMPELHOF, PROJEKT GMBH (2011b): *Tempelhofer Freiheit. Pionierfeld Oderstraße 2010-2016* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://www.tempelhoferfreiheit.de/mitgestalten/pionierfelder/oderstrasse/> [Zugriff: 09.11.2011].
- TON-STEINE-GÄRTEN (2008): *Potentieller Ort für interkulturelle Nachbarschaftsgärten besetzt* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://gaerten-am-mariannenplatz.blogspot.com/search?updated-min=2008-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&updated-max=2009-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&max-results=21> [Zugriff: 04.10.2011].
- TON-STEINE-GÄRTEN (2009a): *Los geht's! Gärtnern am Mariannenplatz* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://gaerten-am-mariannenplatz.blogspot.com/search?updated-min=2009-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&updated-max=2010-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&max-results=27> [Zugriff: 04.10.2011].
- TON-STEINE-GÄRTEN (2009b): *Vertrag unterzeichnet – im August geht's los!* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://gaerten-am-mariannenplatz.blogspot.com/search?updated-min=2009-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&updated-max=2010-01-01T00%3A00%3A00%2B01%3A00&max-results=27> [Zugriff: 04.10.2011].
- TON-STEINE-GÄRTEN (2011): *Nachbarschaftsgarten am Mariannenplatz* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://gaerten-am-mariannenplatz.blogspot.com/> [Zugriff: 04.10.2011].
- TÖNNIES, FERDINAND (1991): *Gemeinschaft und Gesellschaft: Grundbegriffe der reinen Soziologie*. 8. Auflage, Leipzig: Buske.
- TÜRKISCH-DEUTSCHES, UMWELTZENTRUM (2011): *Interkulturelle BIO Gärten in Kreuzberg und Neukölln* [Online]. Berlin. Verfügbar: http://umweltzentrum.tdz-berlin.de/index.php?option=com_content&view=article&id=115&Itemid=205&lang=de [Zugriff: 07.11.2011].
- UERSCHELN, GABRIELE & KALUSOK, MICHAELA (2009): *Kleines Wörterbuch der europäischen Gartenkunst*. 3. Auflage, Stuttgart: Reclam.
- URBANACKER (2011): *Allmende-Kontor* [Online]. Berlin. Verfügbar: http://www.urbanacker.net/index.php?option=com_content&view=article&id=284:berliner-allmende-kontor-&catid=17:projekte&Itemid=3 [Zugriff: 08.08.2011].
- VON GRAFENSTEIN, MAX (2011): *Bauerngarten* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://www.bauerngarten.net/> [Zugriff: 25.10.2011].

-
- WAHL, DETLEV (2001): *Lexikon der Agrarsoziologie. Mit Begriffen aus der Agrargeschichte, Ethnologie und Soziologie der Entwicklungsländer*. Rostock: Meridian-Verlag.
- WERNER, KARIN (2008): *Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration*. München: Stiftung Interkultur. Stiftung Interkultur - Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit, 6.
- WESSEL, KARIN (1996): *Empirisches Arbeiten in der Wirtschafts- und Sozialgeographie. Eine Einführung*. UTB für Wissenschaft Uni-Taschenbücher, Paderborn [u.a.]: Schöningh.
- WIGGERSHAUS, ROLF (1998): Garten und Park der Gegenwart. In: SARKOWICZ, H. (Hrsg.): *Die Geschichte der Gärten und Parks*. Frankfurt a.M. [u.a.]: Insel Verlag. 290-304.
- WORKSTATION, IDEENWERKSTATT (2011): *Allmende-Kontor* [Online]. Berlin. Verfügbar: <http://www.workstation-berlin.org/> [Zugriff: 08.08.2011].
- WUTHENOW, RALPH-RAINER (1998): Der japanische Garten. In: SARKOWICZ, H. (Hrsg.): *Die Geschichte der Gärten und Parks*. Frankfurt a.M. [u.a.]: Insel Verlag. 64-79.

Abbildungsverzeichnis

Graphik 1: Voraussetzungen, Charaktereigenschaften sowie Wirkungen von Sozialkapital und sozialen Netzwerken	26
Graphik 2: Visualisierung der Definition von Sozialkapital und sozialen Netzwerken	33
Graphik 3: Organisationsformen von Vereinigungen nach OFFE und FUCHS (2001).	43
Graphik 4: Die fünf Typologien sekundärer Organisationsrahmen zur Bestimmung des Beitrags zur (Re)Produktion von Sozialkapital nach OFFE und FUCHS (2001: 428f.)	45
Graphik 5: Visualisierung der für die Arbeit relevanten Indikatoren.....	51
Tabelle 1: Durchgeführte Beobachtungen.	58
Tabelle 2: Liste der Interviewpartnerinnen und -partner.....	61
Abbildung 1: Lage der untersuchten Gemeinschaftsgärten in Berlin.	68
Abbildung 2: Lage des Ton, Steine, Gärten am Bethaniendamm	69
Abbildung 3: Ton, Steine, Gärten am Mariannenplatz in Kreuzberg.....	71
Abbildung 4: Ausdruck der politischen Haltung der Gemeinschaftsgärtnerinnen und -gärtner.....	74
Abbildung 5: Vereinsziele des Ton, Steine, Gärten e.V.	76
Abbildung 6: Lage des Prinzessinnengartens am Moritzplatz.	80
Abbildung 7: Das ehemalige Wertheimgelände vor der Umgestaltung im Frühling 2009	81
Abbildung 8: Der Prinzessinnengarten im September 2010	81
Abbildung 9: Die mobilen Gartenbeete des Prinzessinnengartens	82
Abbildung 10: Flohmarkt im Prinzessinnengarten.	84
Abbildung 11: Ankündigung des Stadthonig-Festes im Prinzessinnengarten.....	84
Abbildung 12: Lage des Allmende-Kontors auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens Tempelhof.....	93
Abbildung 13: Das Allmende-Kontor auf dem Tempelhofer Feld.....	94
Abbildung 14: Kreativität im Allmende-Kontor	96
Abbildung 15: Großes gemeinsames Picknick im Allmende-Kontor.	102

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Inhalte sind als solche kenntlich gemacht.

Berlin, den 14. März 2012

Barbara Bütikofer